

# DAS ZIEL

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang

KRONSTADT Oktober 1919

12. Heft

Inhalt: Prof. Julius Römer: Ernst Haeckel / Julius Kaiser: Zwei Gedichte / Emil Honigberger: Freigeld-Freiland / Johann Arany: Die Barden von Wales / H. B. B.: Die kleine Vera / Otto Folberth: Drei Gedichte / Era Cara: Schwarze Perlen / Alfred Sperber: Drei Gedichte / Géza Offenberger: 1=1 / R. Guggenberger: Drei Gedichte / Reinhard Koefer: Das Fenster / H. Seibel: Mein Arger / Emil Rücker: Philosophenreigen, Fortsetzung / v.: Kunstgewerbeausstellung / E. H.: Konzert Dr. Hans Copony / E. H.: Quartettabend Berkovics / Aphorismen / Verschiedenes / 3 Bilderbeilagen von Emerich Tamás † und Walter Leutsch.



Emerich Tamás †: Kupferstich.

## Ernst Haeckel

Von Professor Julius Römer, Kronstadt.

Ein literarisches Organ, wie unser „Ziel“, das sich zur Aufgabe gestellt hat, „Freimut, Lebensfreude, entschlossene Kulturbetätigung zu fördern“, darf nicht stillschweigend bei Seite stehen, wenn ein großer Wegweiser auf geistigem Gebiete auf immer von uns geschieden ist. Am 13. August 1919 starb in Jena, dem ihn auch die Verlockungen der Universitäten in Würzburg und Wien nicht abwendig machen konnten, der hervorragende Zoologe und Biologe Ernst Haeckel, der im Jahre 1866 in dem „wunderbaren Buche: „Generelle Morphologie der Organismen“ nicht nur das geistige Niveau der Tierkunde außerordentlich gehoben, sondern auf der Grundlage der Biologie in ihm das Grundbuch der modernen Naturphilosophie geschaffen hat.

Doch wurde an dieser Stelle weder der Bedeutung des Zoologen Haeckel gedacht, der seinen Ehrenplatz in der Geschichte der Zoologie schon erhalten hat, noch sei der starken oder schwachen Seite seiner Weltanschauung eingehende Darstellung gewidmet, dagegen soll eine kurze Kennzeichnung des großen Forschers als Kritiker, Künstler und Kulturträger hier versucht werden.

Ernst Haeckel wurde am 16. Februar 1834 in Potsdam als Sohn des Regierungsrates Karl Haeckel geboren. Da auch der Onkel, Großonkel und Urgroßonkel, sowie Haeckels Bruder Juristen waren, ferner der Großvater mütterlicher Seite, der Steuerdirektor Christian Sethe, so geht, um mit Bölsche zu sprechen, der Stammbaum Haeckels in einer selten strengen Form ins juristische Fach hinein. Daher stammt wohl, wie Breitenbach und Zacharias betonen, jener Zug von Ordnungsliebe, der Haeckel trieb, allen naturphilosophischen Schlüssen in Gesezen klaren Ausdruck zu verleihen. In manchen seiner Schriften trat dieser „gesetzgeberische“ Zug so stark hervor, daß der Laie den Eindruck des Dogmatischen erhielt. Weidlich wurde das auch von seinen Gegnern ausgenützt, obgleich Haeckel unzähligemale betonte, daß er diese Geseze nur als Fingerzeige aufgestellt habe, um den Weg anzugeben, den man gehen müsse. Nur zwei Beweise hiefür seien erbracht. In den „Nachträgen zur Gasträatheorie“ (1876) heißt es: „Weit entfernt, mit derselben unsere phylogenetischen Forschungen in eine dogmatische Richtung drängen zu wollen, wünschte ich zunächst nur für den Angriff ihrer höchst schwierigen und verwickelten Aufgaben eine feste, einheitliche Basis zu gewinnen.“ Und im Vorwort zu seinem Buche: „Die Lebenswunder“ (1904) bekennt Haeckel: „Mein Wissen ist und bleibt Stückwerk, gleich

dem aller anderen Menschen. Ich kann also auch in diesem biologischen Skizzenbuch nur Studien von sehr ungleichem Werte und von unvollkommener Ausführung bieten; es bleibt der ehrliche Versuch, alle die reichen Erscheinungen des organischen Lebens unter einem allgemeinen, einheitlichen Bilde zusammenzufassen, alle „Lebenswunder“ vom Standpunkte meines konsequenten Monismus als die Erscheinungsformen eines einzigen, großen, durchaus einheitlichen Universums zu erklären, — gleichviel, ob man dieses letztere „Natur oder Kosmos, Welt oder Gott“ nennt.“

Haeckel hatte ein angeborenes Widerstreben gegen alle Unordnung, gegen alle wüste Durchkreuzung, gegen jede gedankenlose „Fortwursterei“ ohne innere Klarheit und Zucht. Seine Zusammenstellungen und Tabellen, so z. B. die am Ende jedes Kapitels seiner „Lebenswunder“, — im ganzen sind es 22 — sind Muster von Klarheit und Knappheit. Es ist selbstverständlich, daß sie nur aus einem, bis auf den Grund sich hinabsenkenden, kritischen Studium emporwachsen konnten. Seine kritische Sonde legte er aber nicht nur an die oft ohnmächtigen Mörgeleien und boshaften Verdächtigungen seiner theologischen und philosophischen Gegner an, sondern auch an die Werke ausgezeichneter Denker. Selbst Darwin und Kant boten dem kritischen Kopfe Haeckels Angriffspunkte dar, immer aber blieb er dabei des Goethewortes sich bewußt:

„Irrtum verläßt uns nie, doch zieht ein höher Bedürfnis immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.“

In das Gewand beißender Satyre kleidete sich Haeckels Kritik nur dann, wenn zünftiger Zoologenhochmut oder fromme Ignoranz ihn anfielen, wenn ihn jener zu einem „Fälscher“ und diese zur „Pestilenz von Jena“ stempeln wollte. —

Haeckels Auge, dessen hellblaue Iris einen eigenartigen, aus Güte und Schelmerei zusammengesetzten Zauber ausstrahlte, sah nicht nur die gesetzmäßige Ordnung in der Fülle der Organismen, es erkannte auch ihre Synthese zu schönen Farben- und Formgebilden. Es sah nicht nur mit der Schärfe des Naturforschers, sondern auch mit der Begeisterung des Künstlers. Auch als solcher erfaßte er mit Schnelligkeit das Wesentliche, das Kennzeichnende „Natur und Kunst verbunden sich in Haeckel zu einer Einheit. Er ist Künstler als Naturforscher und Naturforscher als Künstler.“

Auf allen seinen vielen Reisen in die subtropischen und tropischen Länder Afrikas und Asiens begleitete ihn sein Skizzenbuch. 48 der charakteristischen Tropenlandschaften sind als „Wanderbilder“ er-

schienen und haben sich für den Unterricht in der Erdkunde ebenso bewährt, wie die Tafeln seines Prachtwerkes: „Kunstformen der Natur“ im Unterricht in der Tierkunde. An dem Titel ist gemäkelt worden. Bölsche, Schmidt und andere haben seine Berechtigung mit dem Hinweise darauf verteidigt, daß hier das Schaffen der Natur als unbewußte Produktivität anzusehen sei, die doch selbst beim Menschen neben der bewußten Produktivität vorkommt. Wieviel hat Goethe unbewußt, im Gefühle seines gewaltigen, künstlerischen Dranges geschaffen! Die prächtigen Tafeln der „Kunstformen der Natur“ enthüllen die wunderbaren Formen und Farben der niederen Tierwelt der tieferen Regionen der tropischen „Meerschchaft.“ Zum Teile sind es Gehäuse der Strahllinge und Rädertieren, zum Teile die Korallenstöcke und Polypenketten, zum größten Teile die wunderbaren Quallen. Diese Tafeln haben nicht nur im Unterricht vielfach künstlerisch gewirkt, sondern auch im Kunstgewerbe zu mancherlei Anregungen beigetragen.

Die kritische Schärfe Haeckels, sowie sein ausgesprochenes Kunstverständnis standen aber stets im Dienste eines heißen Strebens nach Wahrheit, das ihn ganz im Sinne des bekannten Lessingschen Ausdruckes bis ins hohe Greisenalter erfüllte und beglückte. Haeckel war ein Wahrheitsucher ersten Ranges und steht durch seine Erfolge in der vordersten Reihe der Kulturträger.

Legis, der hervorragende Volkswirtschaftslehrer, erkennt in der Kultur „die Erhebung des Menschen aus dem Naturstande durch die Ausbildung und Betätigung seiner geistigen und sittlichen Kräfte.“ Der Zoologe Heinrich Schmidt hinwider sieht als Kultur „den Fortschritt auf dem Wege zu immer höheren Naturerkenntnis und Naturbeherrschung, und, als im tiefsten Grunde damit gleich, zu immer höherer Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung.“

Da nun Haeckel nicht nur rein empirisch den Wissenschaft der Tierkunde um ein Bedeutendes vermehrt hat, da er weiters spekulativ auf empirischem Boden zu einer außerordentlichen Erweiterung unserer Naturerkenntnis und Selbsterkenntnis beigetragen hat, da er endlich mit ganzer Kraft bestrebt war, die Hindernisse des Wahren aus dem Wege zu räumen und die Bahn für die Wissenschaft und ihre Lehre frei zu machen, so hat er den Fortschritt der Kultur auf der Bahn zum höchsten Ziele gefördert. „Sein Beitrag zur Kultur der Menschheit ist von unvergänglichem Wert.“

Aberzeugt von der Richtigkeit der Entwicklungslehre schreckte er vor ihren letzten Folgerungen nicht zurück, er schuf „entschlossene Kulturarbeit“. Und da er

nicht nur im Hörsaale der Universität, sondern durch seine populären Vorträge und Bücher zu allen denkenden und geistig freien Menschen sprach, so war er nicht nur akademischer Lehrer, er wurde zum Volkserzieher. Er war ein vorbildlicher Lehrer und Erzieher, da er immer den Mut hatte, offen zu seiner innersten Überzeugung zu stehen. Und Haeckel fand ein Echo in den breitesten Schichten. „Rühmend muß ich“, sagt der Direktor Dr. Jhering in S. Paulo in Brasilien, „hervorheben, daß ich in gar manchen Fällen von der Lektüre Haeckelscher Werke und ganz besonders seiner Welträtsel die günstigste Wirkung beobachtet habe.“

Als freimütiger Lebensbejaher, als großer Fürsprecher des Lebens lebt Ernst Haeckel fort und vielleicht kommt eine Zeit, in der mancher ernste Denker erst recht wieder zu den Werken Haeckels zurückgreifen wird, denen ein Berufener die rechte Wertung erst nach einem Jahrhundert zugemessen hat. Dann mag es wohl wieder heißen:

Es weht ein frischer Odem durch die  
deutsche Geisterwelt  
Recht wie ein Frühlingshauch, erweckend  
neues Leben.  
Machtholdes Volk, geblendet durch das  
helle Himmelszelt,  
Sieht seiner altersheil'gen Bauten  
schwankend Leben,  
Trägt eifrig Schutt auf Schutt zur Stütze  
eilig noch herbei! —  
Heil Dir, Du Meister! der Du furchtlos  
brachest freie Bahn!  
Auf Krücken schlich einher die gutgedrillte  
Menge;  
Ein Blitz des Augs, ein Wink der Hand  
— es schwoll der fromme Wahn  
Chaotisch durch der Massen hoffendes  
Gedränge. —  
Kleinmüt'ge selbst, sie machen sich von  
ihren Fesseln frei;  
Es will ein jeder jetzt durch eigens,  
vormundloses Denken  
Lebend'gen Strebens froh, sich in das  
große All versenken!



### Zwei Gedichte

Von Julius Kaiser, Arad

#### Märchenzeit

Es war einmal: Großmütterchen erzählte  
Und nahm den kleinen Burschen auf den  
Schoß,  
Wenn unermüdetlich ich sie quälte.  
Und meine Augen wurden groß.

Von Riesen und von winzigen Zwergen,  
Dornröschen lag im Zauberschlaf,

Von Rübezahl und seinen Bergen,  
Von grimmigen Wolfe und dem sanften  
Schaf.

Des Zauberwaldes Dämmerdämmer  
Lut sich vor meinen Augen auf,  
Drin kleiner Elfen zarten Reigen  
Durchbrachen Kobolde in wildem Lauf.

Rotkäppchen, Wolf und Jägersmann,  
Des armen Aschenbrödel's Los,  
Hänsel und Gretel, Herynbann,  
Der kleine Däumling, Gernegroß.

Von Feen, die verwunschen haben,  
Von Hans im Glück und seinem Schwein,  
Die lust'gen Streich der sieben Schwaben  
Erzählte sie im Dämmerdämmer.

So trat das Märchen in mein Leben  
Und Traumgestalten in des Kindes  
Phantasie.

Es ging mein ganzes Hoffen, Streben  
Dahin, zu werden so wie sie.

Der Rittersmann mit stolzem Troffe,  
Er schien mir völlig gleich zu sein.  
Und die Prinzessin auf hohem Schlosse  
Wartete meiner sie zu frein.

In des verwunschnen Waldes Dunkel  
Warteten auf verborgnem Platz  
Gülden Geschmeide und Karfunkel,  
Bis ich zu heben komm den Schatz.

Bald war die Jugend mir entschwunden...  
Es kam des Lebens rauhe Wirklichkeit,  
Doch oft in stillen Feierstunden  
Denk ich der schönen Märchenzeit.

Mir armen Ritter ist der Schatz entglitten,  
Vorbei Prinzesschen, Schloß und Feenfaal.  
Wie selig wär ich, dürst wie einst ich  
bitten:  
Großmütterchen erzähle doch! — es war  
einmal —

#### Erntezeit

In goldnen Aehren wogt das Korn  
Und harret des Mähers raschem Schnitt.  
Denkst Du noch Liebste jener Zeit,  
Wo Arm in Arm wir lenkten unsern  
Schritt  
Durch dieses Feld, mit saftgem Grün  
bestanden?

Was wir ganz still dabei empfanden,  
Was wir beseligt, Hand in Hand be-  
schworen?

In goldnen Aehren wogt nun das Korn —  
Nun ist es Sommer, Erntezeit,  
Vorbei des Frühlings sehndes Ver-  
langen,

Die grüne Saat ist weit und breit  
In fruchtenschwere Halme aufgegangen,  
Die leis' sich wiegend nun im Winde stehn,  
Komm Liebste, laß uns wieder dorthin gehn,

Laß uns die Flur bestaunen um und um,  
Die nun das Sinnbild alles Seins auf  
Erden,

Der Welt gewaltigstes Mysterium,  
Aus stiller Saat, ein mächtig Werden.  
Leis' rauschend neigen sich die Aehren dir  
entgegen

Und flüstern leise dir ins Ohr,  
Daß wer nicht dachte an der Ernte Segen,  
Des Lebens Frühling doppelt rasch verlor.  
Und nur wer nach Vollkommenheit gestrebt  
Nicht um ein leeres Nichts geboren —  
und gelebt.

So raunen leis', ganz leis' die Aehren  
ohne Ruh,  
Unsere Hände suchen, und sie finden sich —  
Errötend neigt dein Köpfchen sich mir zu  
Und sacht, ganz sachte preß ich dich an  
mich.

So wandeln wir zu zweit des Weges  
— traumverlor'n —  
Und um uns her, in goldnen Aehren  
wogt das Korn.



### „Freigeld — Freiland“

Von Emil Honigberger

Diese Zeilen wurden angeregt von einem interessanten Privatvortrag Dr. Schneiders aus Bern in Kronstadt.

Wenn wir den Ursachen nachgehen,  
werden wir finden, daß die Währungs-  
frage allein all diese Debakel mit sich  
gebracht. Die Währung, die sogenannte  
Währung, die in Wahrheit, wie wir sehen  
werden, gar keine Währung ist, ist Schuld  
an Teuerung und wirtschaftlichen Nieder-  
gang in allen Staaten.

Was ist die Währung?

Währung kommt von wahren, dauern  
und soll etwas währendes, festes, maß-  
haltendes sein. Die Währung soll der  
ruhende Pol im Wirtschaftsleben sein,  
das währende Maß für die Gesamtheit  
der wirtschaftlichen, handwerklichen, in-  
dustriellen, künstlerischen Erzeugnisse. Sie  
soll das Tauschmittel für die Gesamtheit  
der Waren sein. Die Währung also ist  
ein Tauschmittel, und dies Tauschmittel  
ist das Geld, bei uns die Krone oder  
der Lei.

Nun müßte aber klar sein, was eine  
Krone ist. Weiß jemand was eine Krone  
ist? Vor dem Kriege konnte man we-  
nigsten beiläufig sagen: Eine Krone ist  
etwa 200 mgr. Gold. Heute weiß aber  
niemand, was eine Krone ist. Man gehe



Emerich Tamas † Selbstbildnis, Kupferstich.

zum Finanzminister, zu den größten Finanzleuten und niemand wird heute die Krone definieren können. Warum? Weil die Krone aufgehört hat (wie auch jede andere europäische Geldeinheit) ein festes Maß, eine Währung zu sein.

In allen Staaten war die Goldwährung maßgebend. Das Gold hält die Währung, aber wo ist das Gold? Heute ist überall Papierwirtschaft. Das Papiergeld soll die Verpflichtung des Staates auf Gold sein. Schon lange können die Regierungen diesen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Die Goldwährung verkrachte während des Krieges vollständig, das „geil gleißende Gold“, das schon in der Liebelungensage der ewige Unheilstifter war, hat uns in der Not im Stich gelassen.

Nach diesem Goldkrach, wußte kein Mensch, was eine Krone ist.

Man hat die Schuld dieses beispiellosen finanziellen Zusammenbruches den Wucherern, Schiebern, Spekulanten und Juden gänzlich in die Schuhe geschoben. Wenn sie wohl die Gelegenheit auch ausgebeutet, so liegt das Unglück tiefer.

Die Hauptschuld trifft die Pfscherei unserer Staatsbanken.

Sie konnten die „Währung“ nicht auf ihrer Währung erhalten. Das Land wurde mit Papiergeld rücksichtslos überflutet und die unsicheren Verhältnisse entwickelten sich lawinenartig dem Zusammenbruch entgegen. Die Preise richteten sich stets nach dem Angebot der Ware. — Sind viele Hühner auf dem Markt und wenig Käufer, so wird der Preis der Hühner sinken; sind wenig Hühner und viele Hausfrauen draußen, steigt der Preis. Der Wert des Geldes hängt von diesem natürlichen Gesetz ab.

Wie war es während dieses Krieges?

Da die Produktion geringer wurde, die Arbeitskraft durch die Einrückungen vermindert wurde, kam weniger Ware auf die Märkte. Was tat die Regierung? Statt, daß sie Geld einzieht und das Verhältnis der Ware und des Geldes stationiert, hat sie immer neue Milliarden in Papier ins Land geflutet. So kamen die unglücklichsten Verhältnisse zu Stande: wenig Ware und ungeheuer viel — Papiergeld. — Die Krone sank von 100 auf 10, die Schweizer Währung, (ohne daß die Schweiz in den Krieg verwickelt worden wäre) sank von 100 auf 35. —

Das Unglück ist also nicht ausschließlich den Juden und Wucherern zuzuschreiben, in erster Linie sogar den Staatsbanken selber: Troßdem das Warenangebot zurückging, vermehrten sie die Noten.

Wenn man statistische Untersuchungen anstellt und die Steigerung der Preise in den verschiedenen Kriegsmonaten feststellt, erhält man eine rapid aufwärts-

steigende Kurve. — Und wird man die Massen der in Umkreis geworfenen Papiernoten ebenso feststellen, so werden wir auch hier eine fast übereinstimmende Kurve mit der Preisteuerungskurve feststellen können. Nur hinkt die Preiskurve zur Emissionskurve 3 Monate nach.

Also hat nicht der Warenpreis einen größeren Geldumlauf, somit Teuerung erzwungen, sondern der Geldumlauf wurde von den Staatsbankpfschern rücksichtslos erhöht und dieser Geldumlauf zog das Preissteigen mit sich.

Nikelson hat in England ebenfalls statistische Daten aufgestellt und fand auch dort genau dieselbe Ursache des Preissteigens: Die Notenemission bewirkte die Warenteuerung. Und überall wird man die nämlichen Ergebnisse finden.

In der Budapester Kommunistenzeit konnte man die Verhältnisse ganz kraß beobachten. Kun Bela ließ die Geldpresse Tag und Nacht arbeiten, das Geld flutete und die Preise der Waren stiegen mit der Geldflut zu wahrwitzigen Höhen.

Im seligen Oesterreich-Ungarn blühte immer die Papierwirtschaft, wie in keinem andern Staat, darum haben wir auch die schlechteste Valuta.

Aus all diesem geht klar hervor, daß die Währung, (die ein festes Maß sein sollte) in Wirklichkeit nicht „währte“.

Die Währung mußte ein Maß für die Allgemeinheit der Waren sein, wie das Kilo, das Liter, das Kilovat (Elektr.), das Meter für die verschiedenen Waren. Was würde man sagen, wenn der Kaufmann nach eigenem Gutdünken das Kilo kleiner, das Meter kürzer machte, man würde ihn mit Recht des Betruges zichtigen. Was man hier beanstandet hätte, wurde bei der Währung ruhig hingenommen.

Mit einem Wort: die Krone verlor jedes Maß und die Anarchie wurde zur Tatsache.

Wie kann eine Sanierung unserer Verhältnisse bewerkstelligt werden?

Eigentlich ist es einfach: die Währung muß saniert werden.

Ein einheitliches Maß muß festgestellt werden. Einen Durchschnittspreis muß man für alle Waren haben, welcher Durchschnitts- oder Einheitspreis keiner Änderung unterworfen werden darf. Statt der Goldwährung, die heute ganz unzuverlässig ist, muß die absolute Währung eingeführt werden. — Diese absolute Währung hätte vielleicht erreicht werden können, wenn sie die Notenausgabe ständig dem Warenabgang angepaßt hätte. Dann wären heute die Festbefoldeten, die Staatsdiener nicht so jämmerlich dran und die Versicherungen wären nicht zu reinem Betrug heruntergesunken. Durch die Währungspfscherei sind alle Zahlungsverträge absolut ge-

fälscht. Dem Schuldner geht es gut. Er hat gutes Geld empfangen und zahlt jetzt mit minderwertigen, fast wertlosen, verwässerten Kronen zurück. Das ist auch die Ursache, der allgemeinen Entschuldung, insbesondere unserer Bauern.

Wie soll die Sanierung geschehen?

Der Geldumlauf muß der Warenmenge angepaßt werden. Der „Index numbers“, wie ihn die Engländer nennen, soll gleich bleiben. Das Steigen des „index numbers“ ist gleichbedeutend mit dem Steigen der Warenmenge; da muß die Notenemission eingestellt werden. Sinken die Preise, „index numbers“ sinkt, muß Geld in Fluß gelassen werden. Dann wird die Geldeinheit, (bei uns die Krone) gleich bleiben. Diese feststehende Geldeinheit wäre die unbedingte Notwendigkeit für die Sanierung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse. Von der Durchführung derselben hängt Wohl und Wehe Europas ab.

Wenn einmal die absolute Geldwährung eingeführt ist, werden die Preise nicht mehr sinken, aber der Zins wird fallen und die Mietspreise sinken. Was wäre die Folge des Zinsfallens? Der Baukrach. Wir hatten früher solche Baukrachs, die den Unternehmer zu Grunde richten. Derselbe hat mit allem gerechnet, nur mit dem Sinken der Mietspreise nicht, an diesem schlechten Kalkül geht er — eigentlich unschuldig — zu Grunde. Er, der arbeitet und für die oft ungenügend wohnende Menschheit menschenwürdige Häuser schafft, wird durch die Verhältnisse gestraft. — Das Geld wird ihm durch das Fallen der Mietspreise von den Banken entzogen, er kann Arbeiter und Materialien nicht bezahlen und kracht.

So war es bisher; denn Zinswirtschaft ist gleich kapitalistischer Wirtschaftsordnung.

Bei unserer neuen Ordnung wird auch dieses Sinken des Zinses vermieden; durch das sogenannte Schwundgeld.

Das Schwundgeld ist so gedacht. Jedes Hundertkronenstück muß wöchentlich einen Stempel von 10 Heller erhalten, welcher an der Rückseite der Note angeklebt wird. In der 2., 3. u. s. w. Woche werden ebensoviele Briefmarken angeklebt. Jeder, der z. B. eine Hundertkronennote in der 5. Woche weiter gibt, muß schon fünf 10-Heller Stempel drauf haben. — Was ist die Folge dieser Anordnung? Daß das Geld von selber in Fluß kommt. Niemand wird das Geld lang halten wollen und die Kapitalisten, die bisher auf dem Geld sitzen und den Produktionsmarkt nach Belieben hindern konnten, müssen auch trachten das Geld in ständigem Fluß zu halten, wenn es in den Kästen nicht „faulen“ soll. Der Zins wird sinken, Unternehmungs-

gen werden rentabel und ungeahnter Betriebseifer wird jedwede Produktion vorwärts bringen. Durch das Schwundgeld werden alle Schranken der kapitalistischen Herrschaft durchbrochen und nichts wird mehr den geregelten Fluß der Dinge hindern können. Durch das Schwundgeld wird das Gold, welches bisher die größte Macht war, vergänglich gemacht und niemand ist mehr von dem „geil-gleichen Gold“ abhängig.

Der Zahn der Zeit nagt an allem, nun auch am Gold. Nur eines bleibt vom Zahn der Zeit verschont: der Grund und Boden. Freilich wird sich bei diesen neuen Verhältnissen alles auf Bodenkauf stürzen. Dieser Bodenaufkauf muß vom Staate verhindert werden. Der Bodenspekulation muß endgültig ein Ende gemacht werden. Der Boden muß Allgemeingut sein. Der Privatboden muß gänzlich aufhören.

Dies in Ordnung zu bewerkstelligen ist Sache des Staates. Er kauft allen Boden von den Besitzern bei Heller und Pfennig ordnungsgemäß auf. Wer den bei Lebzeiten nicht verkaufen will, wird von dem Staat nach seinem Tode beerbt, indem er den Nachkommen des Besitzers den Grund bezahlt und übernimmt. Der Staat verpachtet dann den Boden in der Form, daß die Nachkommen und Erben das Vorpachtsrecht auf der Väter Grund haben und so wird auch diesem pietätvollen Hängen an der Väter Scholle in einwandfreier Form Genüge geleistet. Wer fleißig arbeitet und den Pacht zahlen kann, wird von seiner Heimatscholle niemals verdrängt werden und Kind und Kindeskinde können als erbliche Pächter darauf leben. — Der Pacht ist die Grundrente, welche je nach dem Fleiß der Bevölkerung, nach der Volkskraft und der Vermehrung, steigen oder fallen wird. In der Wüste wird die Grundrente, d. h. der Pacht gleich 0 sein, in den Industriegebieten, Städten am höchsten. Die Volksdichte ist ein Verdienst der Mütter und so auch die Wohlhabenheit zum großen Teil der Verdienst der gesunden, kindergebährenden Frauen. Der Staat wird dies eingelaufene Pachtgeld unter die Mütter verteilen müssen und es wird eine Beisteuer für Kindererziehung sein. Damit ist auch in die Lösung der Frauenfrage eingegriffen. Die Frau kann stolz auf jedes Kind hinweisen: Das ist mein Verdienst. Nicht nur der Mann verdient. Die Frau braucht nicht auf das Geld des Mannes zu warten, sondern sie verdient effektiv Geld, bares Geld, indem sie die Menschheit fortpflanzt. Und es ist nichts als die Pflicht des Staates die Leiden und Mühen der Frau zu belohnen.

Wir sehen also Geldreform geht Hand in Hand mit der Bodenreform.

Im Gegensatz zur kapitalistischen und kommunistischen Lehre, wirkt also die Physiokratische Lehre.

In keiner andern Weise können die jetzigen üblen Verhältnisse geregelt werden. Heute steht die ganze Welt vor einem Problem: dem Abbau der Preise.

Alles arbeitet auf diesen Abbau los, blind und unbedacht und beobachtet nicht, daß dieser Abbau der Ruin der ganzen Weltwirtschaftskraft folgerichtig sein muß. Er wäre die wirtschaftliche Götterdämmerung für das alte Europa.

Die Preise würden sinken. Alles würde nun auf das Sinken der Preise warten und auf die Zeit lauern, wo das Geld wieder mehr Wert hätte. Die Geldleute würden auf dem Gelde sitzen, die Banken würden kein Geld herausgeben, das Geld würde träge werden und das Geld, das Blut der Volkswirtschaft würde aufhören zu zirkulieren. Die Herzen der Volkswirtschaft, die Banken würden matt schlagen, Resignation würde überall einsetzen und der wirtschaftliche Ruin würde die unausbleibliche Folge sein.

Wir wollen aber das Gegenteil, wir wollen die Volkswirtschaft organisieren und in Betrieb bringen. Um dies zu erreichen, müssen wir einen Stützpunkt suchen. „Gebt mir einen Stützpunkt und ich hebe die Erde aus ihren Angeln“ sagte schon Archimedes. Dieser Stützpunkt wäre der „Durchschnittspreis“. Dieser muß bestimmt und durchgehalten werden.

Wenn das Schwundgeld mit den wöchentlichen 10 Heller Stempeln auf die Hundertnote eingreift, wird das stockende Blut der Volkswirtschaft in regen Fluß kommen. Alles wird der Stempelabgabe entkommen wollen. Der Zinsfuß wird herabgesetzt, die Unternehmer bekämen Geld, soviel sie wollen, das Volk würde Ware verlangen und produzieren, der Blutkreis begänne mächtig Pulse zu schlagen, das Geld würde nicht „faulen“ und herrlich würde Arbeit und Fortschritt auf allen Gebieten zu reicher Blüte getrieben.

Dieser sogenannte „Auspumpversuch“ wurde der siebenbürgischen Regierung vorgeschlagen. Es wäre ein Glück, wenn bald energisch an die Sache gegangen werden würde und die zukunftsverheißende „Physiokratische Wirtschaftsordnung“ zur Tatsache werden könnte.

Der Begründer dieser neuen Weltwirtschaftsordnung ist der deutsche Kaufmann Silvio Gesell, der jetzt in der Schweiz lebt und für seine weltbeglückende Idee ungezählte Anhänger gewonnen. Er hat in Theorie und Praxis das System

erprobt und durchgearbeitet und der Bund, der sich um ihn schart, der „Freiland-Freigeld-Bund“, der in Bern seinen Hauptsitz hat, hat auch hier auf der Nationalbank 10,000 Kronen niedergelegt, die derjenige erhalten soll, der einen Fehler, eine Unvollständigkeit in diesem System nachweisen kann.

Vergleichen wir die drei großen Wirtschaftsordnungen, die gerade jetzt mit voller Wucht aufeinanderstoßen: den Kapitalismus, Kommunismus und die Physiokratische Wirtschaftsordnung des Silvio Gesell.

Der Kapitalismus hat in der Zeit bis zum großen Krieg einen außerordentlichen Aufschwung in die Weltentwicklung gebracht, einen großen Reichtum. Aber der Reichtum war einseitig, schuf das Proletariat, welches den Kapitalismus nun bedroht. Er hat uns auch den Krieg gebracht und den Zusammenbruch.

Dem Kommunismus mit der Abschaffung des Privateigentums und des Erbrechtes fehlt — trotz manchen guten Lehren — der Antrieb zum Schaffen und die persönliche Freiheit des Bürgers. Er schafft den Reichtum ab und bringt die Armut aller.

Der Physiokratismus bringt eine gesunde Weltordnung, die sich vollgerichtet, ohne Ungerechtigkeit gegen die Besitzhabenden entwickelt, die den Abbau des Staates auf friedlichem Wege mit sich bringt, die Freiheit des Individuums sicherstellt und dem Tüchtigen und Fleißigen ungeahnte Entwicklungs- und Betätigungskräfte verleiht.

Unser Lösungswort für die Zukunft sei „Freigeld — Freiland“!



## Die Barden von Wales

Ballade von Johann Arany  
Übersetzt von Professor Baráczy

Der König Englands, Eduard  
Auf seinem Falben trabt . . .  
„Will schaun, wie sich die Landschaft Wäls  
Bezwungen wohlgehabt?“

Gibt's Flüße dort und Bodenreich?  
Sind fett die Weiden, gut?  
Hat wohl genützt der reiche Guß:  
Das heiß Rebellenblut?

Und ist das gottverdammte Volk  
Darin so hochbeglückt,  
Von mir aus wie das liebe Vieh,  
Vom harten Joch gedrückt?"

Traun, Majestät, in Eurer Kron'  
Ist Wäls der schönste Stein.  
Fettboden weich, an Flüssen reich,  
Sindst Berg und Tal darein.

Und das verdammte Volk allorts  
Ist so glücklich, Sire!  
— Die Hütten all' entleert zumal:  
Wie stumme Gräber schier.

Der König Englands, Eduard  
Auf seinem Falben tragt:  
Die Gegend stumm, öd ringsherum —  
Sein Aug' an Ruh' sich labt.

Montgomery heißt jenes Schloß,  
Wo er am Abend weilt;  
Montgomery den hohen Gast  
Bewirten sich beeilt.

Wildpret und Fisch, viel Leckerbiß  
Dem Aug' und Mund genehm,  
Trägt Dienertrutz, an hundert groß,  
Schon Lust nur anzusehn.

Und alles, was die Insel schön  
An Speiß' und Trank gewährt,  
Altedler Wein, glutrot und rein  
Jenseits des Meeres gährt.

„Ihr Herrn, ihr Herrn! Stößt keiner an  
Für mich das volle Glas?  
Ihr Herrn, ihr Herrn!... Ihr Hunde von  
Wäls!  
Kein Hoch auf mich denn, was?"

Wildpret und Fisch, viel Leckerbiß  
Dem Aug' und Mund Begier,  
Das seh' ich wohl, doch teuflischvoll  
Sitzen die Edlen hier!

Ihr Herrn, ihr Herrn, gemeine Hund!  
Kein Hoch auf Eduard?  
Wo steckt, der meinen Ruhm besingt? —  
„Heda ein Wäls' Bard!"

Die Recken sahn einander an,  
Wild würgt die Wäls'er Wut,  
Die Furcht so hang' auf bleicher Wang,  
Doch glimmt des Grimmes Glut.

Das Wort verzagt, die Stimm' verzagt,  
Der Atem bricht wie Eis, —  
Zur Tür eintritt mit ernstem Schritt  
Eine Taube weiß, der Greis.

Hier, König, ist, der deinem Ruhm  
Besingt, so ruft der Bard;  
Und Todesröcheln, Waffenklang  
Der Harfe Schallen ward:

„Ach Todesröcheln, Waffenklang,  
Die Sonne schwimmt in Blut;  
Nachts lockt das Wild der Blutgeruch:  
Das tat, Herr, deine Wut.

Die Besten unsres Volkes gemäht  
Zu dichtem Garbenhauf,  
Daß weinend hält' Nachle', der fehlt —  
Sei König, stolz darauf!"

„Zum Scheiterhauf mit ihm!" Zornhart  
Befiehlt stolz Eduard —  
„Ei, mildern Ton verlangt mein Ohr!"  
Eintritt ein junger Bard.

„Ach, mild, gelind zieht Abendwind  
Gen Milfords Hafen hin,  
Der Jungfrau Klag', der Witwen Plag'  
Tiefseufzend weht darin.

Erzeug' o Jungfrau keinen Knecht,  
Säug' Frau, keinen Sklavengauch —"  
Auf Königs Wink verfällt er flink  
Dem Scheiterhaufen auch.

Doch ungerufen, dreist und keck  
Erscheint ein dritter dort.  
Klingt hell wie Hohn der Laute Ton  
Das Lied, das kühne Wort:

Gefallen ist der Freiheitsheld . . .  
So höre, Eduard!  
Der deinen Namen rühmend nennt,  
Lebt hier in Wäls kein Bard!

In Liedern preist ihn alle Welt —  
So höre, Eduard!  
Fluch deinem Haupt sei jeder Laut  
Den dir stimmt je ein Bard!

„Ich werde sehn!" Der König gibt  
Den schrecklichen Befehl:  
„Zum Feuertod ein jeder Bard,  
Der trocken wagt, zur Stell!"

Die Schergen stöbern eilig auf  
Im Land die Opfer all —  
So endet' zu Montgomery  
Das höchst famose Mahl.

Und Englands König, Eduard  
Spornet seinen Falben an:  
Brandröte gähnt am Firmament:  
Ganz Wäls in Glutes Bann.

Fünfhundert brannten furchtlos hin,  
Mit Sang ein jeder Bard,  
Doch keines Mund entfloß der Ruf:  
Es lebe Eduard!

„Horch, horch! . . . Was braust, welch'  
Nachtgesang,  
Der Londons Gassen weckt?  
„Straks wird gehängt der Lordmajor,  
Wenn noch ein Laut mich neckt!"

Still Hof und Haus; nicht drinn, noch  
draus  
Kein Ton die Stille weckt . . .  
Das Haupt verliert, der laut sich rührt,  
Den Schlaf des Königs schreckt

„Horch, horch! Musik her, Trommel, Chor!  
Ertön' Posaunenschall!  
Die Flüche schleudert mir in's Ohr  
Von Wäls das grause Mahl!"

Doch überschallend Trommel, Chor,  
Musik und Hörnerklang,  
Fünfhundert dröhnen in die Nacht  
Den Märtyrergesang.

□□

### Die kleine Vera

Von H. B. B., Hermannstadt

Eine Sommernacht lang hat er mit  
ihr getanzt: Hans Harder mit der nied-  
lichen kleine Vera. Gegen Morgen flogen  
sie an mir vorüber, sie lag hingegossen,  
willenlos in seinem Arm, wie ein ge-  
knicktes Blümchen, wo das Stengelchen  
nicht mehr ins Wasser reicht und das  
nun matter und immer matter wird, bis  
es verdorren muß.

Hans Harder, was hast du wieder  
angerichtet, du alter Wanderstrumpf,  
wildester der Teutonen, meinewegen  
tapferster Kriegsheld —, kannst du denn  
das Herzenbrechen noch immer nicht lassen,  
so wie du das Studieren und Herum-  
vagieren nicht lassen kannst, trotzdem die  
Schwere eines doppelten Doktorhutes  
deine widerspenstigen Locken zu gefügigem  
Scheitel gedrückt haben könnte. Hans  
Harder, wann wirst du endlich vernünftig  
und solide, wann schaffst du dir das  
entsprechende berufliche Sitzfleisch an, oder  
bist du noch immer der Ansicht, daß die  
Ansiedlung im Philisterland dem ersten  
Schritt ins Grab gleichkäme. Ich muß  
gestehen, ich bin nahe dran an dir zu  
verzweifeln. Hol dich der Bock mit deinem  
ewig sieghaften, ewig überlegenen Lächeln,  
ich habe es wahrhaftig satt.

Aber die kleine Vera mit ihrem ge-  
knickten Blumenköpfchen tut mir leid.  
In ihrem wehen, ausdruckslosen, ver-  
schwommenen Lächeln lag mehr als  
Augenblickstrauer, nein ganz unbewußt  
lag darin der Ausdruck der Tragik ihres  
Lebens.

Deine Auglein kleine Vera, sind manch-  
mal wie scheue Rehagen . . . nein . . .  
ich hab nicht recht, das kann nur jemand  
behaupten, der die Rehe nur im Zoolo-  
gischen sieht. Nicht doch. — Aber an was  
nur erinnern mich deine Augen . . . ?  
Ja, ich hab's. Neulich, als ich auf dem  
Gut meines Freundes war, zeigte uns  
der Gärtner eine äußerst schnurrige Hunde-  
familie: eine etwas nervöse Mama For

mit sieben Jungen. Eins immer noch ulkiger, als das andere. Als ich mich nach dem natürlichen Vater dieser wulstigen, süßen Gesellschaft erkundigte, lachte der Gärtner und meinte, man könne zwar nie wissen und Gottes Wege seien oft wunderbar, aber wahrscheinlich sei es Pfarrers Bernhardiner, nachdem der Wachhund des Gutshofes wieder aus natürlichen Gründen nicht in Betracht komme. Not bricht Eisen. Foz und Bernhardiner! Eine Farce fürwahr, und doch wie süß die Brut! Ein besonders puziges Kerlchen fiel mir auf mit ganz weißem Kopf und bald frechen, bald treuherzigen Auglein. Nie weiß man ob Papa, oder Mama recht hat und meint sich immer zu irren.

Wenn ich an Veras Blick denke, stehen zugleich auch Tipsis Augen vor mir, die Augen jenes armen kleinen, rührenden, rasselosen Hündchens.

Arme kleine raslose, heimatlose Vera! Was bist du, wie soll man dich nennen, welches ist deine Muttersprache, wohin gehörst du eigentlich? Dein Name deutet auf neuestes, billiges Ungartum. Einige aus der Familie dürften k. u. k. nomadifizierende Offiziere gewesen sein, ohne Gefinnung und Volkstum. Man hält euch für Rumänen und mir scheint auch ihr haltet es für opportun, euch seit neuester Zeit dafür zu halten. Bei Tisch spricht ihr deutsch. Du borgst dir aus der modernen Leihbibliothek: Ewers Kellermann, Bartsch, Guttenbrunn und natürlich Meyrink, ja sogar für den urdeutschen Löns wußte dich dein letzter Verehrer zu begeistern. Was seid ihr für eine krabblige, verknuzelte, wohlgenährte Familie und ausschauen tut ihr wie Neugriechen, oder Armenier, oder Anuzeltürcken. Deine Brüder — kann man diese schiefen, verdugten Gestalten überhaupt Männer nennen — entwickeln hervorragende jüdische Geschäftseigenschaften, schaffen viel Geld ins Haus, damit die kleine Vera ein bequemes Leben hat und sich pflegen kann.

Aber du bist hübsch, mit dir allein hatte Natur Mitleid. O Hans Harder weiß, wo er anbeißt. Hüte dich vor ihm! Hübsch und herzig bist du kleine schnuckrige, kußliche, appetitliche Krabbe, deine Haut ist fein und weich. In deinen Augen liegt alle geheime Trauer, alle Klugheiten, Listen und Verschlagenheit deiner vielfältigen Ahnen und deines eigenen Weibtums. Dein Haar ist leider von jener fatalen Farbe nasser Asche, von der die Dichter nie reden und die doch den meisten Frauen zu eigen ist. Nur manchmal vermag eine mitleidige Sonne deinen Flechten einen fahlen braunen Glanz zu verleihen. Und klein bist du freilich auch, du kannst auch nimmer wachsen, ihr seid alle so und

dick wirst du auch, es geht nicht anders, deine Mutter ist so, es ist nun einmal deine Tragik. Deine goldigen Wangenrübchen werden in Fettpolstern umkommen. Schade, doch tröste dich, ich finde Grübchen überhaupt auf die Dauer peinlich, langweilig.

Aber was tut's, du bist doch erst zwanzig und sehr süß. Du weißt deine seidenen Strümpfe zur Geltung zu bringen und trägst mit viel Geschick viele neue Hüte. Nur dein Gang gefällt mir nicht, du gehst mit jener gewaltsamen Elastizität der mollet werdenden Frau von über dreißig Jahren, die jüngstes Semester markieren will. Warum gehst du so, das hast du eigentlich nicht notwendig. Oder drückt sich darin deine geheime Angst aus, es könne dir am Ende doch nicht gelingen. . . ?

Laß dich nur vor Hans Harder und Konsorten warnen! Ich gebe zu, er ist wie ein junger Gott, sprühend vor Leben und Geist, es geht ein Hauch von Kraft von ihm aus, dem du kleine Vera freilich kaum widerstehen kannst. Aber sieh, gerade solche Gestalten wie er haben ein derart reines stolzes Rassegefühl, daß er niemals ernstlich an dich denkt. Er küßt dich eine Nacht lang und zieht dann seines Weges. Glaub mir, ich kenne die deutschen Studenten dieses Schlages.

Nütze die Zeit, deine Jugend und frischen Farben, erkämpf, erobere dir einen Mann, der dir ein Heim und ein Vaterland geben kann. Noch viel wichtiger ist es für dich, wie für die andern Mädels. Ich weiß ja, es ist das Ziel deiner geheimen lebenswürdigen Sehnsucht, Mutter eines deutschen Jungen zu werden. Mutter eines Jungen, dessen Seele beim Klang eines deutschen Liedes tief innerlich mitklingt. Kleine Vera fast lieb ich dich wegen dieser deiner Sehnsucht.

Aber nütze die Zeit. Denn du gehörst nicht zu jenen, die sich aufsteigend von Entwicklung zum Wachstum und Reife, durch Sturm und Kampf zu Ausklang und Entfaltung durchringen, nicht zu denen, wo jedes Lebensalter neue erstaunliche Blüten zeitigt. Nein, du blüht nur einmal, nur jetzt. Laß Hans Harder laufen, du sollst ihm nicht eine einzige Träne nachweinen. Lerne dich bescheiden und heirate jetzt um jeden Preis.

Neulich fuhr ich mit der Eisenbahn durch saftiges Waldland. Da stand plötzlich mitten drinn ein reifes Kornfeld. So schnell gereist von den ersten heißen Strahlen. Es war fertig und zur Ernte bereit. Da mußte ich wieder einmal an dich denken kleine Vera. Die hohen Bäume stehen noch frisch und jugendgrün da, sie dürfen sich von den Lüften des Sommers und des Herbstes noch manches

erwarten. Alt und müde steht das Kornfeld, es hat in kurzen Tagen seine volle Reife, seinen höchsten Zweck erreicht. Auch du bist so. Du kannst mit der Zeit verlieren. Jetzt kannst du etwas Klavier spielen, etwas Französisch und etwas kochen, mehr brauchst du nicht und wirst du nie erreichen.

Also kein Gedanke mehr an Hans Harder, handle mit Schläue, wie deine Vorfahren. Er ist letzten Endes doch zu reinlich und wird nie mehr in dir sehen, als ein amüsantes, niedliches, rasselloses Hündlein.

□

### Drei Gedichte

Von Otto Folberth, Mediasch

#### Morgen

In weißem Nebeltraum liegt das Tal  
und strömt nun zu den feuchten Hauch  
der Nacht.

Da kling's —  
ein Specht klopft an,  
der Morgen spricht zum Tag „herein!“

Es hüpfst herbei . . .  
Spielt — schießt, und blitzt und sikt  
endlich auf einer Höh.  
Der Nebel fliehet,  
da bricht's in Lichtmeeren herein  
und — jubelnd bete ich die Sonne an.

Dann schreit ich weiter . . .  
Von den Bäumen tropft es — Gold  
in meiner Seele morgenstillen See,  
füllt schwer und reich den Märchengrund.  
Wohin senk' ich die Schätze nun des  
Tag's?

#### Meeresgruß

Weit wirbelt und rauscht die Schiffahrts-  
furchen,

Darüber weicht die Möwen flattern.  
Ich streu' ihnen Krümmchen in' schnee-  
weißen Schaum

und spreche den Spruch:  
Fliegt schnell, meine Vögel,  
eilt wie Gedanken  
und meldet der Liebsten:

„Er kommt, warte sein!  
Er kommt wie ein König,  
der Neuland gefunden,  
er kommt wie ein Kaufmann  
von Indien her  
mit Schätzen und Bildern,  
mit Sprüchen und Weisen  
und sehnt sich nach Friede,  
nach Heim und nach dir!“

Vom toten Lieb

Im Maien standen wir . . .
An allen Enden blüdete die Welt
und in das Sommer sonnenglänzen
trieb leicht erbebend
große Blütenblätter
roter Mohn.

Gewitternacht.
Und dann ein langer kalter Steppen-
wind . . .
Die großen roten Blütenblätter schrumpfen
ein,
auf einmal —
blieben sie dem Sturme in der Hand.
Gefährten meines Liebchens! Lebet wohl!



Schwarze Perlen

Märchen von Era Cara, Cernowiz

Er war vom Stamme Usra, die sterben
wenn sie lieben. — Und er liebte.

Er liebte ein Mädchen, daß so schön
war, daß alle wie geblendet die Augen
schließen mußten, die es sahen Sie war
sehr schön. — Und sie liebte ihn auch.

Sie liebten sich und vergaßen alles...

Er aber war vom Stamme Usra, die
sterben wenn sie lieben.

Und je mehr er liebte, und je mehr
seine Leidenschaft ins Unendliche wuchs,
desto bleicher wurde er . . . Und dann
mußte er im Bette liegen und sie saß
Tag und Nacht bei ihm und sah ihn
mit ihren großen, blauen Augen an, die
zu fragen schienen.

Als sie eines Nachts wieder an seinem
Bette saß und in seine Augen blickte,
in denen die Leidenschaft brannte, sah
sie, wie die Flammen aufloderten und
nach ihr züngelten . . . Und ihre Augen,
die bisher wie zwei kleine blaue Flämm-
chen geglüht hatten, wie Flämmchen der
Hoffnung, begannen unruhig zu flackern.

Er bat sie um einen Kuß. Sie durfte
ihn nicht küssen, denn sein Herz war
schwach. Er bat aber so innig, daß sie
am Bette niederkniete und ihn küßte.

Lange hielten sie sich umschlungen. Da
merkte sie, wie seine Umarmung immer
schwächer wurde, sein Gesicht immer
bleicher und als sie ihre Rippen von
seinem riß, da zitterte ein Blutstropfen
an ihnen.

„Mein Herz wird weiter zu dir sprechen“,
sagte er noch und dann war alles aus...

Am Morgen kamen schwarze Männer
und trugen ihn hinaus . . . Da begann
sie zu weinen und ihre Tränen fielen
auf den roten Fleck am Rissen und
bleichten ihn . . . Dann ging sie hin,
wo er aufgebahrt lag und wollte sein
Herz haben. Als man sie nicht zu ihm

ließ, weinte sie und biß und schlug, daß
man sie in ein Zimmer sperren mußte.
Sie rief: „Geliebter, sie wollen mich von
deinem Herz reißen. Geh nicht von mir.
Laß mich nicht allein . . .“ aber niemand
hörte sie.

Die purpurne Nacht zog ihre unend-
lichen Kreise . . . Da schlich sie auf den
Friedhof und von dem Grabe ihres Ge-
liebten begann sie die lockere Erde mit
ihren weichen Fingern wegzukrähen . . .
Nur ihre Augen glühten in der Finsternis,
nur ihr keuchender Atem war zu hören,
der mit dem monotonen Gequack der
Frösche, das aus der Ferne durch die
dicke schwarze Masse der Nacht sickerte,
einen Sumpf bildete, in der alles ver-
sank . . .

Nur der Tote sprach: mein Herz wird
weiter zu dir sprechen.“

Endlich dumpfe Töne; der Sarg war
blosgelegt. Mit übermenschlicher Kraft
zog sie ihn zu sich herauf. Mit zitternden
Händen riß sie den Deckel auf und
wankte zurück. „Würmer? . . . fressen
dich Würmer mein Geliebter? — Nein
das heilige Feuer wird dich reinwaschen
von allem irdischen Schmutz. Dein Herz
spricht zu mir.“

Sie zog ihn aus dem Sarge und sah
ihn lange an, mit Blicken, die durch ihn
drangen, bis weit in seine Seele drangen...

Sie nahm ihn in ihre Arme und trug
ihn in einen nahen Wald. Dort machte
sie ein großes Feuer und legte den Leich-
nam daneben. Dann grub sie ihre Hände
in seinen Leib und riß ihm sein Herz
heraus.

Die Hände, die rot waren von Blut
und Flammen, hob sie und sprach: „Ge-
liebter, was hat mir dein Herz zu sagen?“
Das Herz sprach: „Reiß auch dein Herz
aus, Geliebte, vorher aber küsse mich
noch einmal.“ Da küßte sie das Herz
und in ihren Augen glühten wieder die
Funken der Hoffnung. Da zuckte das
Herz vor Wollust und es fielen aus
seinem Innern drei schwarze Perlen und
das Herz sprach: „Begrabe diese Perlen
in meiner Asche! Es ist mein Herzblut,
es ist verbrannt in allzugroßer Liebesglut.“

Sie tat so!

In der Asche vergrub sie die schwarzen
Perlen und als sie am nächsten Tage
wiederkam, war aus der einen Perle ein
Rosenstock emporgeblüht, der schwarze
Rosen von wunderbarer Schönheit trug.
Sie dufteten süßeste Erinnerung. Aus
der zweiten entsprang ein purpurschwarzer
Quell. Sie schlürfte gierig und in ihren
Adern stürmte das Blut und erweckte
Leidenschaften . . . Der Vogel aber, der
aus der dritten Perle geboren war und
dessen seidenschwarzes Gefieder in der
Sonne schillerte, sang so schön von ewiger
Liebe, daß sie sich auf die Knie warf

und ihre zarte junge Brust an den Ro-
senstrauch preßte und ihre weißen, weichen
Arme um ihn schlang.

So blieb sie lange und aus tausend
kleinen Wunden rannen dünne Streifen
hellroten Blutes an ihrem weißen Körper
hinunter und verliefen im Sande . . .

Nun kam sie jeden Tag und trank
heiße Leidenschaft und wenn der Vogel
von ewiger Liebe sang, dann preßte sie
die Rosen der Erinnerung an ihre Brust
und die Dornen schlugen immer neue
Wunden . . .

Doch es gab Tage, da sie nicht kom-
men konnte. Und es gab dann auch
Tage, da sie nicht kommen wollte. Die
Wunden begannen zu vernarben. Sie
kam immer seltener.

Der Vogel wurde traurig und sang
nicht mehr von ewiger Liebe . . .

Der Quell der Leidenschaft versiegte...

Und der Rosenstrauch der Erinnerung
begann zu welken . . . Die Blätter fielen
zu Boden und der Wind trug sie fort...



Drei Gedichte

Von Alfred Sperber, Florondeni, Bukowina

Geige

[Redacted text for 'Geige']

Trost

[Redacted text for 'Trost']

## Herbst



□□

"1 = 1"

Skizze von Géza Offenberger

Das Bad N. ist heuer verlassen, waise. Keine Gäste, kein Fremdenverkehr und auf den langen, langen, steinigen Tannepromenaden wächst bis zu den Knien reichendes Gras und Blumen.

Anfang August wurde ich hierher verschlagen auf einige Tage, wir hatten nämlich Holz zu liefern und ich mußte den Besteller von den Transportfortschritten verständigen.

Während meines Dortseins hatte ich Unterschlupf bei einer alten Gastwirtin.

In der Früh kam ich an, Nachmittag mußte ich schon ein Telegramm absenden.

Bei dem einen Schreibtisch am Postamt saß die Postmeisterin, eine alte Dame mit einem feingeschnittenen Gesicht, am andern eine überraschende Erscheinung. In einfachem, schwarzen Kleid ein Mädchen. Ich nenne sie eine überraschende Erscheinung, weil sie eine Legion Stimmungen in dem See meiner Seele aufzuräumen machte.

Das ahndereiche Bild eines auf weißen dorischen Säulen ruhenden altgriechischen Tempels drängte sich auf die farbenreiche Fläche meiner Phantasie. In des Tempels Mitte, vor dem Altar liegt die Gestalt eines Frauengebildes, an Aischylos zerpfückte, von den Schicksalsschlägen erschütterte Gestalten erinnernd.

Aber der Kaleidoskop meiner Seele verfinstert sich plötzlich; der alten Postmeisterin erzählte ich, in welchen Geschäften ich hier bin. Nach kurzem Geplauder verspreche ich ihnen schon, daß ich meine Stunden bei ihnen, bei ihr und ihrer Tochter verbringen werde. Indem die Dame mich einlud, zeigte sie auf das eine Flut tragödischer Lüfte ausstrahlende, elfenbeingiedrige Mädchen: „mit meiner Tochter.“ Ich stelle mich dem Mädchen vor, und wie sie ihre Hand in die meine gräbt und ihren Blick in dem meinigen badet, taucht aus den vielgefächerten Lädchen meines Kaleidoskops wieder der Mabaftertempel empor, nur, daß ich jetzt den Duft des Tempels in meine Sinne sog: den Rauch des Opferaltars und die Lüfte, die den Tempel mit ihren Düften umkost, (hatte ich mich doch beim Vorstellen ihrem gewölbten Nacken und ihren sich gegenseitig umarmenden, sinnlich umschlingenden Haarflechten zugeneigt).

Doch dies alles ist noch nichts; das Schlottern meiner Knie, das zum Boden gekrümmte stolze Rückgrat, meines männlichen Selbstbewußtseins bis zum Bodensinken, wurde erst zur Tatsache, als die leidende, tragödieumfächelte und so vollendete und absolute Frau, das Wort anhub.

— Sagen sie bitte, lieber . . . .

Hier beugte sie sich über den andern Schreibtisch, las mein Telegramm, sah meine Unterschrift an und in meinem Ohr erklang mein Name . . . . die Frauengestalt des Aischylos, in ihres Tempels dröhnender Stille nahm den Namen des aus Ural Altais Weiten stammenden Helden auf ihre Lippen: meinen Vornamen:

— . . . Géza, besuchten sie die Mittelschule?

— Zu Befehl, ja.

— Schau, schau, welch schlechter Schauspieler, sie verraten, was sie denken.

Gestehn sie nur, sie denken: welches Schundromanzeugnis schreibt diese „gebildete Unterhaltung, oder unterhaltende

Bildung“ für die Art dieser Gesprächseröffnung vor? Antworten sie, sie denken an eine untertänige Schmeichelei, mich ihrer Manneswürde Sklavin zu machen?!

Wie können sie von mir Antwort verlangen, wenn ich nicht einmal weiß, wie ich sie ansprechen soll.

Nebensache. Es ist nicht so ein Name, mit dem man, in dem zärtlichen Ton moderner Salone feingestimmte Klangfantome vortäuschen kann. Abriens ist er im Matrikelbuch zu finden:

Elisabeth Borbáth, geboren 18 . . . , aber dies ist auch nebensächlich, denn sonst glauben sie noch, daß ich aus meiner Jahrenreihe einige Glieder unterschlagen will. Es ist besser, wenn wir von dem sprechen, weswegen ich meine erste Frage richtete. Es ist nämlich von folgendem die Rede: In der Schule haben sie zweifellos gelernt, daß auch die Pflanze fühlt, also daß man auch Pflanzen töten kann. Fürchten sie also nicht, daß diese um uns sich ausbreitenden Wälder Rache zum Himmel schreien werden, die sie — unbewußt, daß sie töten — diese schönen, grünen Zelte der Berge unbarmherzig ausschneiden? Darum wende ich mich mit zwei Bitten an sie. Die eine ist die, daß sie versprechen: während ihres Lebens mit eigener Hand kein blühendes, knospendes Gewächs zu töten und die zweite, wenn sie in die Stadt zurückkehren, die Blumengefilde mit stetiger Liebe und Aufmerksamkeit zu beachten.

Versprechen sie? Hand drauf.

Erste Minute: zwei Versprechungen. Und ich habe Einsicht genommen in ihre oligarchische Weltanschauung. Es schmerzt sie der Pflanzen Leiden, Tod: es ist ein fühlendes Herz, eine Frau; nicht schmerzt sie des Mannes Leid, will ihn zu ihrem Sklaven machen, Mannsweib. Mich hat sie schon zum Sklaven gemacht und ich weiß, weiß es dennoch nicht, fühle es nur, wegen anderem oder andern läßt sie mich leiden. Läßt mich leiden, weil sie gelitten hat.

Nach einigen Minuten nahm ich bis zum Wiederseh'n Abschied und auf der Farbenpalette meiner Einbildung formte sich ein neues Bild: Ein märchenhaftes, wunderbares Feenschloß, drin die Feenkönigin und draußen ich, der in den Garten der Sehnsucht, in den Weingarten der Freude, auf den goldenen Berg des Glückes, in das Feenschloß gelangen möchte.

Auf der Schaukel der Reime, mangels eines galoppierenden Rhythmengauls, mit der zur Einfachheit gedämpften Seele, wie kann ich dahin gelangen? Aber ich will. Mein rotes Blut spornt mich an; von seiner Rote, seiner Blut muß sie berauscht sein. Jawohl ich muß siegen. Ich bin der Mann!

Auf meinem Quartier erkundige ich mich nach den Bewohnern der Post.

Das ist kein Mädchen, junger Mann, sondern eine Frau. Sie verließ ihren Mann, weil sie ihn nicht liebte, sie liebte wieder einen andern, der sie nicht liebte und ist zu ihrer Mutter zurückgekehrt. Weil, als . . . .

— Und die Alte setzt sich zu mir und erzählt von Unglück und Enttäuschung . . .

Und so wurden meine Ahnungen Erfüllung, ich gewann einen neuen Lichtquell: männerhassendes, naturanbetendes Mannweib. Dies las ich in dem See ihrer Seele. Wieder fühlte ich mir näher des Feenschlosses Herrin. Ich klammere mich in die sich drehende Tortür des Feenschlosses, so daß ich Weiberfeind und Naturanbeter werde.

Meinen Voratz habe ich auch ausgeführt, ich eiferte gegen die Frauen, sie gegen die Männer.

Ich fühlte, daß meine Hände des Torbogens Stürzbalken schon krampfhaft hielten. Nur das ist die Frage: bin ich ins Dunkle verdammt, oder werde ich neben der Königin König.

— — — — —  
Am Vortage meiner Abreise gehe ich zur Post und suche Elisabeth. Sie ist in der Küche. Schält Kartoffel. Ich halte mit, wir schälen zusammen.

In den einen beiße ich hinein und den andern Teil reiche ich Elisabeth.

Darauf hebt sie ihren Blick zu mir und ich bemerkte, daß in ihm der Neugierde Kobold sich schaukelte.

Das Auge frug, was aus mir dem Weiberfeind werden würde. Und die Neugierde bewirkte, daß sie die andere Kartoffelhälfte verzehrte.

Und als sie aß, beobachtete ich sie mit heißhungrigem Blick, und wie sie dieselbe gegessen hatte, wußte ich, daß das mühlenklappernartige Betonen ihres Nonnendaseins dahinschwand, verslog, wie im Sommer der Flugamen auf des Windes Geheiß.

Dieses Erkennen durchzuckte Herz und Körper.

— Weib, weiß du was du damit tatest?

Der gewisse Sieg, der Mäuse lockenden Raze ruhige Überlegenheit blitzte in ihrem Auge.

Weißt du, daß du mit diesem, auf meinen Lippen unverlöschbare Blut . . . .

Und ich hielt ihre Hand, fühlte und sah, daß ich ihrer Lippen Röte nur mit meinen Lippen vor ihrer eigenen Flammenglut erreichen kann. Ihre Augen befehlen Schweigen und ihre Lippen Küsse.

Des würdevollen Feenschlosses Königin empfängt den König. Von des Empfanges Sensation siebert in ihr jeder Nerv, jeder Tropfen Blut . . . .

Dieses Beispiel verstärkte noch mehr, was ich viele, viele Jahre lernte, daß eins immer eins bleibt. Nicht mehr und nicht weniger.

Das Weib bleibt Weib, der Mann Mann.

□

### Drei Gedichte

Von Leopold R. Guggenberger, Kronstadt

#### Nocturno

Nachtnebel mühen verschlafen sich und  
schwer  
Ums blasse Licht verstaubter Gaslaternen.  
Die Häuser schlafen. — Manchmal im  
Fernen  
Fährt polternd eine Droschke straßenquer.

Und manchmal durchstreift die engen  
Gassen

Ein loser Wind, der von den Dächern fiel,  
Treibt mit Papierchen altgewohntes Spiel,  
Um sie gelangweilt wieder stehn zu lassen.

Um eine Ecke biegt ein Liebespaar,  
Das, fest umschlungen, stets das Dunkel  
sucht, —

Ein Trunkner taumelt an die Wand und  
flucht  
Und torkelt weiter übers Trottoir.

#### Selige Fahrt

Es jagen die Hengste die Straßen dahin, —  
Wir sitzen im Schlitten beisammen.  
Der stürmische Tag will von dannen ziehn  
Mit flackernden, rötlichen Flammen.  
Wir aber, wir halten uns fest bei der  
Hand,

Und unserer Herzen hochlodender Brand  
Schweißt unsere Seele zusammen.

Wir rasen dahin durch das schneeweisse  
Feld,

Vergessend die Welt und die Sorgen. —  
Die Hengste sie schnauben, das Windspiel  
es bellt,

Die Sonne hat längst sich verborgen.  
Wir aber, wir kennen nicht Tag und  
nicht Nacht,

Wir sehn unser Glück nur, das wonniglich  
lacht,  
Und fragen nach heut nicht und morgen.

Die Himmelslichter sie kommen heraus  
Wie Kobolde, schelmische, kleine.

Den Abend durchgleitet der Schlitten mit  
Saus, —

Der Lenker strafft fester die Leine.  
Schon winkt der Laternen hellshimmernde  
Reih,

Ein heimlicher Kuß noch — dann ist sie  
vorbei,

Die Fahrt, die so selig wie keine.

—

### Bergtod

Horch, wie der Föhn verlangend ruft  
Und lechzt über Berge und Hügel;  
Ein hohles Geheul über Schrunde und  
Kluft,

Ein Rauschen wie Geierflügel.  
Er schleudert die Wolken herab von den  
Höhn,

In wildem Wahnsinn rast der Föhn, —  
Ein Roß ohne Reiter und Zügel.

Ein Wanderer geht auf gefährlichem Grat,  
Auf unsichern, bröckelnden Zinken.  
Der Knochengeselle von hinten ihm naht. —  
Der Mann sieht Gebirgsblumen blinken.  
Sie ziehen ihn näher mit magischer Macht,  
Wie toll giert der Föhn und er jubelt  
und lacht. —

Die Blumen sie blinken und winken.

Sie winken ihn näher und näher heran  
Zum schwarz sich erschließenden Schlunde.  
Die Wände, hier steigen so jählings sie an  
Aus gähnendem, hungrigem Munde.

— — Die Blumen, die Blumen! Wie  
sind sie so schön! —

Der Knöcherne wartet, es gurgelt der Föhn  
Und tanzt wie verrückt in der Runde.

Da beugt sich der Mann zu den Blumen  
hinab.

— Hier scheinen sie schöner und bunter;  
Wie Feldherren stehn sie, mit glänzendem  
Stab,

Auch Edelweiß blühen darunter. —  
Der Knöcherne lockert den stützenden  
Stein —

Ein Greifen ins Leere — ein gellendes  
Schrein, —  
Dann schluckt ihn der Abgrund hinunter.

□

### Das Fenster

Skizze von Reinhard Roester.

Auf der Höhe des Montmartre, hinter Sacré-Coeur, im dunkelsten Viertel steht das Haus. Es ist schmal und von schmutzig gelber Farbe — man muß unwillkürlich an einen engbrüstigen kranken Menschen denken, so jämmerlich und verkommen sieht es aus. Und aus dem gelben Gesicht glóht ein starres schwarzes Auge in unheimlich-grausigem Spott: das ist das Fenster.

Wenn man die schwere Holztüre geöffnet hat, die den engen Eingang verschließt, steht man gleich vor der Stiege, deren Stufen ebenfalls schmal und ausgetreten sind. Ein dumpfer Modergeruch beengt einem die Kehle, dazu ist es ganz dunkel — man muß sich vorsichtig vorwärts tasten. Das Geländer wackelt ein wenig; es wäre bedenklich, sich darauf zu stützen oder sich dagegen zu

lehnen. Es wackelt, aber es knarrt nicht, wie es meist solch alte Holzwerke tun, auch die Treppen knarren nicht und sogar die Tür bewegt sich lautlos, obwohl sich kaum jemand die Mühe gibt, die Angeln zu ölen.

Alles ist tot und still, als stände das Haus außerhalb der Welt.

Die Treppe endigt gerade vor der Tür des Zimmers, dessen einziges Fenster auf die Straße blickt. Ein niedriges, armseliges Zimmerchen ist's, etwa wie das des Studenten Raskolnikoff in Dostojewskys Roman, es lohnt sich nicht, die paar elenden Möbelstücke zu beschreiben, die darin stehen — sie sind so, daß man sich nicht vorstellen kann, daß hier ein Mensch wohnen könnte, der auch nur einen kleinen Gedanken von Licht und Freude in sich trüge — es wohnt auch wohl nie solch ein Mensch dort.

Das Zimmer hat nur dies eine viereckige Fenster, das von außen so schwarz und unheimlich aussieht, weil es gänzlich des Schmucks eines Vorhanges oder einer Gardine entbehrt. Abweichend von der Pariser Bauart reicht es nicht bis zum Boden, sondern schließt in halber Mannshöhe ab, so daß man sich mit gekreuzten Armen auf die Fensterbank stützen und herauslehnen kann. Es ist recht zum Beschauen geschaffen.

Wenn die anderen Häuser in einer geraden Reihe ständen, könnte man von dort die ganze Gasse überblicken, aber Mauervorsprünge und allerlei Winkel verzerren die Aussicht. So sieht man plötzlich Gestalten auftauchen und wieder verschwinden, ohne daß man erkennen könnte, ob sie in eines der Häuser gehen oder in eine Nebengasse einbiegen oder ob sie irgendwo stehen geblieben sind und warten.

Der Fremde, dem man diese Gasse als eine der berühmtesten des Montmartre genannt hat, geht am hellen Tage hindurch und ist erstaunt, daß sie sich kaum von anderen Vorstadtgassen unterscheidet. Einige schmutzige Kinder spielen oder balgen sich in einer Ecke, behäbige Weiber plauschen miteinander, halbwüchsige, dürftig gekleidete Mädchen gehen mit einem Krug oder einer Tasche vorüber, hin und wieder huscht ein Weib, dessen Gesicht die Dirne verrät, über die Gasse, um sich Essen zu holen oder etwas beim Krämer zu besorgen. Sie ist dann einfach und meist nachlässig gekleidet und die Haare sind nur notdürftig aufgesteckt.

Und der Fremde, der hier einen Hauch schrecklicher Laster und Verbrechen zu spüren hoffte, geht enttäuscht zurück.

Ob die Sonne auf den weißen runden Pflastersteinen brüht, ob der Regen ein-

tönig in die Pfützen rieselt oder der Wind pfeifend um die Ecken jöhlt — so lang es Tag ist, liegt die Gasse wie im Schlaf und selbst das Rindergeschrei klingt seltsam gedämpft und kann kein Leben darin erwecken.

Erst wenn die Sonne hinter den Wäldern von St. Cloud erlischt, greifen die Schatten der Sacré-Coeur wie lange Gespensterarme in das steinerne Gewirr und holen aus den toten Häusern allerlei Menschen hervor: die Gasse beginnt zu leben.

Um diese Zeit geht ein Mann auf das gelbe Haus zu, öffnet die Tür, verschließt sie sorgsam wieder und ist verschwunden. Das Fenster bleibt schwarz und leer. Aber ich weiß, daß er dort oben steht und hinunter schaut auf das allmählich sich regende Leben, das aus der Dunkelheit herauswächst — scheu, flüsternd, grausam, vielgestaltig.

Er steht dort oben wie einer, dem dies alles fremd ist, der Mitleiden verlernt oder nie gekannt hat, der weder lachen noch weinen kann. Nur manchmal läuft ein leises Zittern durch seine Glieder und er schüttelt den Kopf wie ein Irnsinniger, der die Handlungen der Menschen um sich nicht versteht. Oft glaubt man zwei kleine, spitze, stechende Lichter in der dunklen Höhle des Fensters zu erspähen.

In einiger Entfernung von dem gelben Hause steht eine einzig trübe Laterne, in der eine Petroleumlampe brennt. Sie flackert und blakt, wenn ein Wind kommt, die Scheiben klirren und in stürmischen Nächten erlischt sie. Dann ist es ganz dunkel dort, wenn nicht der Mond über der Gasse steht. Ihr schwaches Licht dringt kaum bis zu dem gelben Hause und die Nacht, die in den Winkeln liegt, spottet seiner. Nur die Menschen, die in der Nähe stehen oder dort vorbeigehen, kann man einigermaßen erkennen.

Schon tauchen allerlei Gestalten auf, eilen raschen Schrittes vorüber und verschwinden im Dunkeln. Der Mann im Fenster beachtet sie kaum, er wartet.

Aus einem der gegenüberliegenden Häuser tritt jetzt ein Weib heraus, das Licht der Laterne fällt auf sie. Ihr Gesicht ist eine kalte weiße Fläche, die Lippen brennendrot, die Augen wie schwarze glühende Punkte. Sie schaut lauernd die Gasse hinauf und hinunter. Dabei verraten die geschmeidigen Bewegungen des schlanken Körpers, daß sie noch jung ist, kaum über zwanzig Jahre alt. Das Haar ist kunstvoll frisiert, vorn fallen kurzgeschnittene Fransen in die Stirn fast bis an die scharfen Bogen der Augenbrauen.

Sie lauscht und streckt den Kopf vor — auf dem dünnen Mädchenhals tritt

eine Sehne oder Alder vor, die der Schatten zu einem harten schwarzen Strich macht. Ihre Hände zeichnen sich auf dem dunkeln Rock ab, feine gebogene Finger wie kleine Krallen.

Ein leiser, fröhlicher Ruf von der anderen Seite — „Marion“ — ihr Kopf ist ganz vorgeneigt, sie lächelt, wirft einen raschen Blick die Gasse hinunter und geht mit lautlosen sprunghaften Schritten der Richtung des Rufes nach. Die gerastten Röcke rascheln, nun ist sie verschwunden.

Ein Flüstern — dort kommt es her: in der Dunkelheit zeichnen sich zwei ungewisse Schatten ab, die sich so eng umschlungen halten, daß sie wie eine unförmige groteske Gestalt aussehen.

Andere Schritte nahen, wieder ist's ein Weib, das an der Laterne vorbeieilt: eine magere aufgeputzte Kokotte mit großem Federhut, der ihr Gesicht verbirgt. Sie geht hastig ihren Weg — die Feder wippt dazu im Takt — hinunter auf den großen Liebesmarkt der Boulevards. So mag sich der Tod verkleiden, wenn er ein Maskenfest besuchen will.

Die beiden dort hinten flüstern immer noch, manchmal dringt eines der Worte bis zum Fenster und fällt ins Leere.

Ein Wind kommt vorbei und trägt ein paar Töne eines Liedes mit Gitarrenakkorden vermengt. Vom „lapin agile“, der kleinen Künstlerkneipe, kommen sie, wo die aussterbende Bohème ihre letzten Feste feiert.

... celle, que j'aime,  
ne m'aime pas,  
et lon lon laine  
et lon lon ...

Die zarten Töne wagen sich nicht recht in die Gasse, der Wind zwingt sie hinein, wenn er aber an dem gelben Hause vorbeistreift, geht er leer weiter — das Fenster hat sie verschluckt. Und der Mann lacht ein lautloses böses Lachen, das gern ein kleines trauriges Lächeln werden wollte.

Die beiden treten aus der Dunkelheit heraus und gehen dem Haus des Mädchens zu. Er rasch, mit starken sicheren Schritten. Ein junger handfester Kerl ist's mit einem roten lebensvollen Gesicht, der dicke blonde Schopf verträgt keine Kopfbedeckung. Langsam und ängstlich geht das Mädchen hinter ihm her. Sie flüstert ihm etwas zu — garde-toi — da dreht er sich um und lacht. Kraftstrotzender Stolz liegt in diesem Lachen. Ehe sie hinter ihm ins Haus schlüpft, wirft sie noch einen raschen lauernden Blick die Gasse hinunter. Die Türe schließt sich.

Eine Weile bleibt alles still und schwarz. Hin und wieder stößt ein heftiger Wind gegen die Häuser, er trägt

keine Vieder mehr und läßt die Scheiben der Laterne weh und schrill erklimren. Es ist, als ob eine rohe wilde Hand sie faßte und schüttelte. Und doch ist das besser als dies atemlose grauerfüllte Schweigen, das sich lauernd dehnt und wartet. Das schwarze Fensterauge schielt in gieriger Lüsterheit ins Dunkle.

Ein neuer Laut auf den Steinen. Auf-flackernd springt ein Lichtstrahl dem Kommenden entgegen. Ein engschultriger schmalbrüstiger Bursche. Der steife schwarze Filzhut sitzt tief im Genick und läßt vorn die Haare frei, die pomadeglänzend in der niedrigen Stirn kleben. Die Hände in den Hosentaschen, schlendert er daher, ein frechstolzes Grinsen spielt um die frühverlebten Mundwinkel. Ein kaum erwachsener Bursche ist es, aber alle Laster der großen Stadt haben daran gearbeitet, diesen Mund zu formen.

Er bleibt vor demselben Hause stehen und pfeift ein paar Takte eines Walzers durch die Zähne. Nichts rührt sich. Nach einer Weile geht er einige Schritte weiter und kommt zurück. Diesmal pfeift er laut und schneidend. He?! Sein Gesicht verzerrt sich, er stampft mit dem Fuße auf und murmelt einen unflätigen Fluch. Ein seltsames Gemisch von kraftloser Feigheit und verschlagener Mordgier liegt in diesen Augen.

Als er gerade der Tür zugehen will, tritt das Mädchen heraus. Befehlend zischt er einige Worte hervor und hält die Hand hin: Geld! Sie schüttelt den Kopf, wagt aber kein Wort zu sagen und blickt sich nur hilflos nach der Haustür um. He?! Was ist das? Er duckt den Kopf, der ganze Leib legt sich vornüber — aus der Türe schiebt sich die breite Gestalt des Anderen, das Mädchen springt zurück und läßt ihre funkelnden Augen zwischen den beiden hin und her gleiten.

Der blonde steht breit in plumper Gewalt vor dem schwächigen Burschen und mißt ihn mit herausforderndem Blick. Regungslos verharrt der in seiner Raubtierstellung, der linke Arm kriecht unmerklich nach hinten. Er lacht spöttisch und stößt ein wüftes Schimpfwort aus — da stürzt sich der Blonde auf ihn — er springt zurück — im Halbdunkel sieht man die beiden Gestalten aufeinander prallen — ein kleines metallenes Licht blitzt auf — ein dumpfer schwerer Fall —

Der Mann am Fenster steht regungslos und betrachtet. Ein Kampf zwischen zwei Raubtieren; der Mensch, der noch Tier ist, gegen den, der, von der mensch-

lichen Gesellschaft ausgestoßen, wieder zum Tier geworden ist. Die Großstadt ist eine schlechte Mutter: ihre ureigensten Kinder will sie nicht anerkennen. Listige Feigheit siegt über plumpe offene Kraft — das ist nichts, was den Mann am Fenster schaudern machen könnte, tagtäglich kann er das sehen. Er wartet.

Der Bursche ist aus dem Dunkel herausgetreten und steckt das Messer, das er an den Kleidern des Toten sorgsam gesäubert hat, mit kaltem Lächeln in die Tasche, die Augen immer auf das Mädchen gerichtet, das an die Mauer gepreßt dasteht und sich nicht zu rühren wagt.

Er winkt ihr mit einer herrischen Bewegung des Kopfes. Sie folgt wie ein Hund und nähert sich ihm ängstlich, unterwürfig — bewundernd — —. Wieder eine Bewegung, sie hebt gehorsam den Kopf, um ihn zu küssen.

Ein Windstoß pfeift gellend um die Ecke, das trübe Licht kämpft verzweifelt um sein Leben. Ein grüßes Auflachen schrillt und ein spitzer erstickter Schrei — er hat sie am Hals gepackt und hebt die Hand zum Schlag — —

Da erlischt die Laterne, die Scheiben klirren wie wild.

Als der Wind nachläßt, hört man schlendernde Schritte, die sich entfernen und eine Walzermelodie zwischen den Zähnen gepiffen. Dann wird es still — ein leises Wimmern klingt herauf.

Der Mann am Fenster wendet sich, ein tiefes eisiges Grauen rieselt durch seinen Körper. Eine Weile steht er da mit geschlossenen Augen, dann verläßt er das Zimmer, steigt die Treppen herunter, öffnet die Tür, verschließt sie wieder und geht mit müden Schritten seinen Weg zurück.

Freut euch, daß ihr nicht seine Augen habt — denn solcher Fenster gibt es viele für die, die schauen müssen und weder leben noch sterben können.

□

### Mein Ärger

Von H. Seibel

Es ist zum erstenmale, daß ich mich in meinem Leben wirklich aufgeregt habe. Man bedenke, es ist wirklich ärgerlich:

Meine Tante, die ein bildhübsches Fräulein von 28 Jahren war, bekam ganz unvermittelt ein Kind. Da die Familie, aus der ich auch das Vergnügen

habe, zu entsprossen, eine alte ureinge-seffene Bürgerfamilie ist, und auf äußern Anstand das peinlichste Gewicht legte, so war die Aufregung geradezu ungeheuerlich. Ich fuhr hinüber zur Stätte des Unglücks, da ich die Pflicht in mir fühlte zu ordnen und zu schlichten.

Man kann sich kaum vorstellen, was dies freudige Ereignis für ein erschütternder Schlag für alle Tanten, die kein Kind kriegten, bedeutete. Empörung, Scham, Verzweiflung tobte in den jungfräulichen Herzen. Die Eltern waren geradezu untröstlich, umsomehr, als die Sünderin mit dem Abeltäter, dem Vater nicht herausrücken wollte. Es blieb Geheimnis und die junge Mutter war nicht dazu zu bringen den Vater zu nennen. — Als ich ankam wirbelte die erste Aufregung erneut auf. Klagen, Heulen, Zähneknirschen, Ratlosigkeit, Tränen, — man kann sich ja vorstellen!

Ich bin von Natur ein Mensch, der alles Natürliche für natürlich halte, der ich mich nicht ohne triftigen Grund aufregen kann. — Ich bewahrte auch bei der plötzlichen Geburtsnachricht mein ruhig Blut und sagte mir: es wird sich alles finden; es ist nicht das erstemal in der Weltgeschichte, daß ein junger Erdenbürger auf diese ungesekliche Weise das schöne Licht der Welt für sich in Anspruch nimmt. Mit diesen ganz normalen Empfindungen plaze ich in den Rummel hinein.

Die junge Mutter, ein sanftes, aber selbständiges Wesen, war ganz glücklich Mutter zu sein, nach dem sie sich lange Jahre geseht. Sie war gar nicht niedergeschlagen, hatte keinerlei Gewissensbisse, unverdorrene Glückseligkeit lag in ihren etwas abgespannten Mienen. Der kleine Bengel schlief, als wenn alles so sein müßte und gar keine Ursache, um sich aufzuregen.

Als ich von dem Krankenslager in den Familienrat gerufen wurde, begann die Katastrophe. Denn ich sehe in jedem Ärger eine Katastrophe, vor der ich mich hüte, wie vor dem schlimmsten Weibergeklatsch. Ein Argernis hätte mir, dachte ich, das Leben kosten können, so graute mir davor. Und das Leben aufs Spiel setzen, dazu war ich zu wenig Held.

Mit einem Wort: aus dem stillen freundlichen, glücklichen Wöchnerinnenzimmer fand ich mich plötzlich in den Familienrat hineinbukstert, welcher böse und unheimlich, neidisch und schadenfroh zugleich auf die Gerichtsitzung wartete. Ich, der ich Jurist und Schriftsteller war, sollte mein niederschmetterndes Urteil

Am 21. September  
Eröffnung der

Kunstgewerbeausstellung

sprechen und dieser unheilvollen Sache Rat und Richtung geben für die Zukunft.

Ich sah an den blassen Gesichtern, daß ich in einer gefährlichen Situation, vor einer Explosion stand. Ich verstand aber beim besten Willen nicht, warum alles so todesmäßig ernst und erschreckt lauerte? War ich die Schuld? Was ist überhaupt geschehen? Warum diese grauenvolle Spannung? Ich verstand nicht und begann nach meiner Art einige Worte zu reden:

Lieben Verwandten! Ihr habt mich rufen lassen. Hier bin ich. Das Kind ist glücklich entbunden, alle Gefahr für die Mutter vorüber, die über ihren winzigen Kerl ganz glücklich zu sein scheint." (Drohendes so, so! zischelte mir entgegen). „Die Sache ist nicht so ungeheuerlich.“ Entweder heiratet sie der Vater, oder heiratet sie ein anderer. Sie ist wohlhabend und kriegt immer einen Freier. Hübsch ist sie auch und ich weiß der Gerichtsassessor N. würde glücklich sein, sie samt dem Kind zu freien. Ich vermute in ihm auch den Vater. Es wird sich ja herausstellen.“ (Ah, hab ich nicht gesagt! der Halunke, der Gauner u. s. w. Es rumorte in der Runde verdächtig). „Aber die Schande, die Schande, wir sind unmöglich unter anständigen Leuten“ schreit die Mutter verzweifelt auf.

„Aber regt euch nicht auf, Madame“, sprach ich überzeugend weiter. „Blos weil der Pfarrer seinen Segen nicht dazu beigesteuert? Ach liebe Verwandten, das ist nicht so schlimm und ist nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß diese natürlichste Chose der Welt passiert, daß sie gerade unter uns passiert, ist nun mal unabänderlich.“

Hier brach ein Sturm der Entrüstung los. Ich, der ich studiert hätte, sollte also reden, ich wäre leichtsinnig, um nichts besser, als die Dirne und ihr Verführer, wäre gemein und rücksichtslos, solche Worte in einem anständigem Haus zu sagen u. s. w.

Da begann mein Ärger. Ich fühlte, daß ich meinen ersten Ärger hier auskosten müßte. Ich war bleich und auf jeden Tod gefaßt. Die verzweifelte Wut der Verwandten schien mich in den Strudel zu reißen. Mein Kopf wirbelte nur so herum und ich verlor die Selbstbeherrschung. Was ich dem keifenden Forum sagte, kann ich nicht genau zu Papier bringen. Jedenfalls wird es nicht maßvoll gewesen sein. „Rücksichtslose Heuchelei, unverständige Böswilligkeit, Lieblosigkeit u. s. w. verwoben sich in meinem Redeschwall. Die Rede schien niederschmetternd gewesen zu sein. Ich erinnere mich an einen wirbelsturmartigen Tumult — und fand mich dann allein.

Meinen Ärger hatte ich; ging aber doch nicht zu Grunde. Im Gegenteil, er-

holte mich verhältnismäßig rasch. — Der Herr Assessor heiratete bald mein liebes Tantchen. Sie leben hochachtbar und glücklich und nur die engsten Verwandten konnten diesen Fehltritt niemals verzeihn.

Nachher habe ich mich nur noch einmal endgültig geärgert, daran bin ich aber auch zu Grunde gegangen. Der Grund war meine eigene Heirat. —



## Philosophenreigen

Volkstümliche Portraits von Emil Rücker  
(Fortsetzung)

### IV.

#### Zeno, der Stoiker

Die Strenge seiner Sitten war im Altertum berühmt; seine Enthaltensamkeit wurde sprichwörtlich.

Schwegler

Er entstammte einer reichen phönizischen Familie. . . Er trieb Geschäfte. Da kam ihm eines Tags eine recht traurige Kunde: Schiffbruch! Das ganze Vermögen verloren! Seine Stirne umwölkte sich. Er begann zu darben und zu denken. In einer „bunten“ Halle („Stoa“) begann er dann seine strenge Predigt, ein Philosoph aus Erfahrung.

Entbehrung und Entfagung sind dem Schiffbrüchigen heilig: Tugend und Lust schließen sich gegenseitig aus. Aber die Tugend allein ist gut. Im Grunde ist auch seine Tugend die sokratische; doch sie hat den bitteren Beigeschmack der Kasteiung. Noch ein Unterschied. Bei Sokrates ist sie Wissen; bei ihm ist sie Vernunft. Er stellt sich, den Weisen, voran wie einen Gott. Und seine Weltanschauung richtet er darnach: Gott ist alles und in allem. Hier beginnt man Spinoza zu ahnen. . .

Er stellt sich, den Weisen, voran wie eine Gott. . . Es ist ein Zeichen majestätischen Selbstbewußtseins, wenn er sich selbst das Leben nimmt. Natürlich nach den 58 Jahren schwerer Lehrmeisterei. . .

Ahnte er, daß einmal alle politisch Unzufriedenen zu seiner Philosophie flüchten werden? Vielleicht. Eins jedoch ahnte er nicht. Nämlich, die Philosophenaustreibung aus Rom, unter Kaiser Domitian. Unter Anderen wurde auch der Stoiker Epiktet ausgewiesen. So wußte sich Cäsar der Tugend zu entledigen! . . .



### V.

#### Plotin

Die Natur ist Seele.  
Plotin

Epikureismus, Stoizismus, Skeptizismus — das sind die Ausläufer der grie-

chischen Denkerkunst. Lust, als Höchstes; Lustlosigkeit, als Höchstes; Gleichgültigkeit beiden gegenüber als Höchstes. . . Die Menschen sind mürrisch, unzufrieden, haltlos, übertrieben geworden. . . Die subjektiven Systeme erzielen das Gegenteil von dem, was sie erreichen wollen. Eine Sehnsucht regt sich —: die Sehnsucht nach höheren Gebieten. Genug des unerträglichen Alltags. . .

Wieder muß die Philosophie helfen und Plotin ist's der als Erster das Gebiet des einzig Absoluten, Unfaßbaren betritt. Das Gebiet in dem alles wurzelt. . . Ein großer Fortschritt der Philosophie: er führt alles auf den letzten Grund zurück. Ist's aber hier ein wirklicher Fortschritt für die griechische Philosophie? Nein. Er ist wie das letzte Aufblühen eines erlöschenden Feuers; denn Plotin ist ein Schwärmer. Er denkt nicht; er rationiert nicht; er überlegt nicht. Sein verklärtes Auge forscht nicht. Er senkt den Träumerblick in die unermessliche Tiefe; er hebt ihn in die höchste Region — und schaut. Er schaut ekstatisch — und übermittelt uns sein Schauen und seine Ekstase. Er ist ein Grenzpfahl: links die Philosophie; rechts die Mistik schlechthin, die Religion. . .

Sein „Höchstes“ ist eher ein religiöser Begriff als ein philosophischer: es ist das Resultat seiner höchsten Ekstase — und er sieht es energie- und leblos — weil nicht lebensbedürftig —; wesenlos, unaussprechlich, undenkbar — Gott! Dies „Höchste“ strahlt die Welt aus: die Welt nennt er eine Ausstrahlung Gottes. . . Dies ist berühmte Emanationslehre. Er führt sie noch weiter durch. Die Welt strahlt die Weltseele aus. So ist alles nur ewige Seele. Die Vernunft ist ein Abbild dieser Seele.

Wie schön ist die Vision, die zwischen dem Höchsten und dem Niedersten vermittelt; eins aus dem andern ableitet. Doch hier ist ein Begriff, den man vom Standpunkt reiner Philosophie nicht ausbauen soll, noch kann. Warum? Plotins Jünger waren Magier, Zauberer, Theurgen. . . Tempora mutantur! Seine heutigen Jünger sind die — Monisten!

(Fortsetzung folgt.)



## Kunstgewerbeausstellung

Man hat viel geklagt über den Niedergang des Kunsthandwerks. Wenn tatsächlich ein Niedergang zu verzeichnen wäre, könnte nur die Fabrikarbeit schuld daran haben.

Es wäre ungerecht gegen die für den ständig anschwellenden Verbrauch not-

wendige Massenfabrikation zu laminieren, unso mehr, als auch die Fabrikation in neuer Zeit in vieler Hinsicht künstlerischen Geschmack entwickelt.

Beide, Fabrikation und Kunsthandwerk sind notwendig. Jenes für Massenartikel und die Masse; dieses für den Kunstliebhaber, den Kulturstrebenden.

Daß bei uns ein gesunder Boden für das Kunstgewerbe vorhanden ist, zeigt die glücklich gelöste Kunstgewerbeausstellung der „Zielgesellschaft“.

Eine Reihe Kunstgewerblerinnen und Kunsttischler stellen da überraschend vornehme und künstlerisch einwandfreie Werke und Werkchen aus.

Von den Keramik- und Kunstschmuckarbeiten bis zu den Möbeln, von den Polstern, Taschen bis zu den Dekorationsgemälden ist alles vertreten, was das Kunsthandwerk bei uns selbständig entwickelt hat.

Es wird schwer sein, in diesem kleinen Raum allen Ausstellern gerecht zu werden. Ich will kurz nur einige besondere Arbeiten erwähnen:

Ich fange beim Kleinsten an. Allgemein Gefallen hat der Silberschmuck von Fr. Trude Wolf (Sirkanyen) erregt. Es sind reizende Ringe, Ohrgehänge, Manschettenknöpfe in Silber und Halbedelsteinen. An die alte sächsische Bockelkunst erinnernd, sind die kleinen Kunstwerke einfach und voll edler Form. Liebevoll gearbeitet und doch eigenartig. Ein Stück sympathischer, sächsischer Volkskunst.

Nicht so eigenartig, aber mit viel Kunst und Geschmack gearbeitet sind die Broschen von Fr. Reiser.

Eine ganze Kollektion Polster und Tischdecken in Batikarbeit erfreuen den Beschauer. Hier sind besonders die Arbeiten von Frau Morres und Fr. Frieda Roth hervorzuheben.

Wohl die vielseitigste Kunstgewerblerin ist Fr. Ganzert. Auf allen Gebieten leistet sie erfreuliches. Ihre Keramik, schön geschwungene Schalen, Wäsen und Krüge, ihre gestickten Decken, Kinderkleidchen, Tintenfaß, Kissen, Arbeitskorb, Schmuckschachtel u. s. w. bezeugen einen nicht gewöhnlichen künstlerischen Geschmack, Charakter und viel liebevollen Fleiß.

Frau Trude Geißler ist mit einigen vornehmen Arbeiten vertreten: Der Wandbehang, ein eigenartiges, rein künstlerisches Werk, der Leuchter (Ebenholz mit Silber) prachtvoll in der zartempfindenen Einfachheit.

Fr. Stella Dufoi überrascht mit Innendekorationsentwürfen, die sich durch Klarheit und stimmungsvolle Reife auszeichnen.

Einen großen Fortschritt seit der letzten Ausstellung Waldemar Schachels, können

wir an den dekorativen Gemälden der Ausstellung feststellen. Der junge, sehr entwicklungsfähige Künstler hat großzügig empfundene Blumenstücke und Tierstücke ausgestellt; weiter ein großes freskoartiges Bild: die Ernte. Besonders das letzte zeigt die Begabung selbst für ganze Wandflächenbemalung. Es wäre erfreulich, wenn unsere Baumeister auf Schachel als Dekorationsmaler aufmerksam würden. Auch die Saaldekoration mit dem eigenartigen Fries stammt von ihm.

Einige Worte über unsere Kunsttischler.

Heinrich Tekles hat eine Garnitur schwerer, solider Lehnstühle und einen Tisch, welche das Streben nach monumentaler Einfachheit verraten. — Friedensmann ist der Zierlichere. Unendlich mühsame Arbeit sind die kleinen Nähtische mit allen exotischen Edelhölzern eingelegt. Da sind indisches Rosenholz, Zitronenholz, alle Arten teurer Wurzelhölzer zu raffiniertem Farbenspiel zusammengesetzt. Dabei alles voller Geschmack und Schönheitsinn. Denselben mühsamen Fleiß verraten seine Vitruinen. — Solche hat auch Kovalek ausgestellt, sowie eine Polsterstuhlgarnitur von altbiederer Schwere. Kovalek ist selbständig und kräftig in der Formgebung.

Es ist überhaupt erfreulich, wie man den Charakter jedes Ausstellers in seinen Werken verfolgen kann. Man merkt: hier ist mit Anspannung und Geist gearbeitet worden.

Die Ausstellung ist zukunftsverheißend für eine rasche Entwicklung unseres jungen Kunstgewerbes.



### Konzert Dr. Hans Copony

Ein Operntenor und trotzdem ein vornehmer musikalischer Sänger. Das ist etwas äußerst seltenes. Tenoristen sind fast immer aufdringlich, E-Helden, Schmetterter, atemberaubend.

Herr Copony ist auf der Konzertbühne ebenso sympathisch, wie in Mimenschmuck.

Wer einfache Schubertlieder, Wolf, Richard Strauß so singt, wie Copony, der ist kein „Tenorist“, der ist ein Sänger. Dies ist das Erfreuliche an seinem Auftreten: ohne Pose, ohne Tenormanieren singt er zurückhaltend, nicht mit Stimmitteln prozend, sondern rein der Liedstimmung sich anpassend, rein im Musikalischen seine Freude findend.

So hatten auch die Zuhörer eine Freude und eine seltene, nachhaltende Freude.

Daß Herr Copony, wenn es darauf ankommt auch mit seinen herrlichen Stimmitteln glänzen kann, hörten wir

in den beiden Arien aus der „Afrikanerin“ und aus „Aida“. Es gibt nicht viele Tenöre, die ihm diese temperamentvollen Arien mit dem hinreißenden Schwung, mit der Leichtigkeit, mit der unvergleichlichen Atembeherrschung und mustergiltig prägnanten Aussprache, nachmachen.

Copony ist eben ein Sänger mit Welt Ruf und das erfuhren wir gestern: mit vollstem Recht. Wenn es ihm auch schwer wird, durch den Krieg sein perfektes Engagement mit New-Yorks erster Oper (neben horrender Gage) fahren zu lassen, so könnten wir uns freuen, ihn an uns gefesselt zu sehen. Ausflüchten dazu sind vorhanden. Mit dem Hermannstädter Theater hat er schon Verhandlungen wegen Schaffung eines Opern- und Schauspielensembles für Hermannstadt und Kronstadt. Wenn dieser Plan in Erfüllung ginge, hätten wir durch Coponys Persönlichkeit die Versicherung, nach den schrecklichen, kulturlosen Bauerschmierenzeiten, schöneren Tagen entgegen zu gehen. Freilich hängt die Erfüllung dieser Hoffnungen von der Unterstützung und von dem Entgegenkommen unserer Kunstfreunde und Geldinstitutionen ab. Jetzt muß es sich zeigen, ob wir bessere Verhältnisse in Kunstfragen verdienen. Nicht Kleinlichkeit und Zurückhaltung möge uns leiten, sondern volles Vertrauen zu unserem Zukunftsmanne, und Opferfreudigkeit.

Neben Copony dürfen wir auch seinen Begleiter Kapellmeister Paul Richter nicht vergessen. Nur ein gediegener, ernster Musiker kann in der vornehmen Weise seinen Begleitpflichten nachkommen. Besonders die Begleitung des Strauß'schen Ständchens war eine Meisterleistung.

E. S.



### Quartettabend Berkovics.

Leider konnte ich nur den zweiten Teil der Veranstaltung anhören und kann so nur über einen Sologesang und das F-dur-Quartett von Dvorak berichten. Mit übertriebenen Erwartungen bin ich nicht hingegangen und ich kann sagen, es wurde eine angenehme Überraschung.

Es kann jedem leid tun das Dvorakquartett nicht mitangehört zu haben. Immer wieder entzückt einen diese verschwelligerisch köstliche, naturfrische Musik.

Wie im ersten Satz die ganzen schönen böhmischen Gefilde mitrauschen, wie die Natur in Tönen hier rieselt und rauscht! Die Blumen summen kindlich froh mit, die Wälder singen, die Wolken klingen verträumt, ein seliger, gemütsiefer Liebesreigen der Natur scheint vor unseren angeregten Sinnen vorbeizurauschen.

Der zweite Satz — Lento. Es dämmert. Ruhe zieht ein in Wald und Tal. Samtgraue Schatten lagern über dem einsamen Gehöft. Von ferne beginnt eine süßtraurige Geigenmelodie. Das Cello übernimmt den Sang und nun beginnt ein Schwelgen in berauschernder Innigkeit.

Wie das immer neu ergreift! Und die tüchtigen Quartettleute haben sich so innig in Dvoraks Gefühlsleben hineingearbeitet, das besonders diese beiden Sätze ein restloses Vergnügen waren. Besonders begabt ist der erste Geiger, Herr Dr. Berkovics. Wenn er auch technisch noch viel zu lernen hat, (was die beiden letzten Sätze bewiesen), so entwickelt er ganz hervorragende Musikalität, einen innigen schönen Ton und was besonders angenehm ist: reinste Intonation.

Sehr hübsch spielte die Cellistin Fr. Ulbrich die unvergängliche Lentoantilene im zweiten Satz.

Überhaupt hat das Quartett rühmlich fleißig studiert; wenn noch manche Unebenheiten in den raschen Sätzen ausgeglichen werden, können sie eine Vereinigung werden, die man stets vergnügt anhören kann.

Der Tenorist Herr W. Szöcs hat reiche Stimmittel und zeigt in dem zwar nicht sonderlich künstlerischen Lied: „Az alpesi rózsza“ guten Vortrag und Verständnis. E. S.

□□

### Aphorismen

An die Mütter  
Von Laura Frost

Table dein Kind nicht oft, sondern suche das Gute in ihm und leite es damit!

Habe immer Zeit für deine Kinder, für alle ihre Fragen, für alle ihre kleinen Sorgen. Es kommt gar zu schnell der Tag, an dem sie dich dazu nicht mehr brauchen.

Laß dein Kind nicht zu lange bitten, ehe du ihm verzeihst. Sein kleines Herz ist so unglücklich, dich betrübt zu haben, und schlägt erst wieder leicht, wenn du ihm verziehen hast und wieder freundlich zu ihm bist.

Ein Kind, das sehr scheu und zurückhaltend ist, sehnt sich oft ganz besonders nach Liebkosungen und zärtlicher Liebe.

Wo die Liebe nichts erreicht, da erreicht die Strenge gewiß nichts.

Wie einen großen sonnigen Garten, in dem jedes Plätzchen von etwas besonders Schöner erzählt, so soll das Kind später in der Erinnerung seine Kinderstube vor Augen haben.

Unsere Kinder zu gesunden, kräftigen Menschen heranzubilden, ist das Größte, was wir als Mütter und Erzieher leisten können. Gesund an Körper und gesund im Empfinden werden sie jederzeit auch das Rechte zu finden wissen.

Macht die Kinder froh! Das ist die Hauptaufgabe der Erziehung unserer Tage. Aber geht sorgsam um mit ihrem Ehrgefühl und mit all eurer Liebe — hütet euch davor, sie zur Aberempfindlichkeit zu erziehen.

Zu allem Gutsein und Besserwerden des Kindes ist die erste Bedingung seine Liebe zu dem Erzieher.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man Selbsterziehung erst vom erwachsenen Menschen fordern dürfe.

Lehre dein Kind, die Arbeit nicht als eine Last, sondern als das größte Glück seines Lebens anzusehen.

### Verschiedenes

#### Unser erstes Halbjahr

Trotz vielen Schwierigkeiten können wir gekräftigt und voll freudiger Zuversicht dem zweiten Jahrgang entgegensehen.

Mit dem 2. Oktoberheft, welches als Doppelnummer erscheint, beginnen wir unseren zweiten Jahrgang. Und da ist es notwendig einen kleinen Rückblick zu tun.

Viel Kampf, viel Lehrgeld zahlen, viele unverdiente und manche verdiente Angriffe mußten wir überwinden. Wir haben Fehler gemacht, haben im jugendlichen Drang manchmal über das Ziel geschossen.

Das ist gewiß. Daß wir aber mit Ernst und Einsicht an uns gearbeitet, uns zu verbessern und mit Erfolg zu vervollkommen getrachtet, ist der Beweis, daß unsere Leserschaft und die Schar unserer ernstesten Freunde ständig im Wachsen begriffen ist. Die Jugend ist auf unserer Seite und in letzterer Zeit auch die gereifte Jugend, die an der Schwelle steht, die Kraft unseres Volkes zu werden.

Heute liest man „das Ziel“ in allen größeren Städten Großrumäniens. Wir haben Mitarbeiter aus Bukarest, der Moldau, Bukowina, Temesvár, Arad, Klausenburg und sämtlichen sächsischen Gauen. Mit unseren Preisausschreiben haben wir die Künstler herangezogen, die dann auch bei unserer Fahne blieben. Durch die „Ziel-Ausstellungen“ haben wir in das Kunstleben Bewegung und Anregung gebracht, und so Künstler als Kunstfreunde auch zu Zielfreunden gemacht.

Es war reiche Arbeit, die wir gerne taten, da wir uns bewußt sind für unsere Kultur, für die Entwicklung unseres Volkes gestrebt zu haben.

Die auffallende Entgegenstellung der Hermannstädter Blätter unserm Wirken gegenüber scheint tiefere Gründe zu haben. Wir wissen, daß in Hermannstadt mit ganz besonderem Hochdruck gegen unsere Zeitschrift agitiert und gearbeitet wurde. Ob dies nur die konservative Strömung bewirkt, oder ob sonstige Gründe mitspielen, wollen wir nicht nachforschen, jedenfalls werden wir auch dies überwinden können.

Dem Rat des „Dftland“ folgend haben wir die Satire als ständige Rubrik fortgelassen. Wir haben eingesehen, daß bei so engen Verhältnissen die Satire an allen Ecken und Enden anstoßen und verstimmen wird. Trotzdem wollen wir als treibendes Oppositionsblatt für Fortschritt und Entwicklung kritisch uns einsetzen und überall hineingreifen, wo Schäden und Mängel aufzudecken sind. Persönliche Angriffe werden wir zu vermeiden suchen, wie das aus unsern letzten Heften schon ersichtlich ist.

Ehrliche Einsicht, unwandelbare Offenheit, Aufrichtigkeit, Ausdauer in dem Streben nach Fortschrittlichkeit wird uns weitere Freunde erwerben, dessen sind wir gewiß.

Umsomehr können wir unsern Lesern für den zweiten Jahrgang manche Versprechungen machen, als die Erweiterung der Zielgesellschaft in den nächsten Tagen vollendet sein wird.

Wir wollen das „Ziel“ auf breitesten Grundlagen neuorganisieren. Eine Reihe geachteter, ernster Herren sind mit Bereitwilligkeit unseren Bemühungen beigetreten. Der ehrliche Wille gemeinsam unsere Zeitschrift zu der für unsere Verhältnisse höchsten Entwicklungsmöglich-

**KONDITIONEIREI FRIEDR. FLAGNER Nachf.**  
**Inh. Heinrich Hermann**

7-12

KRONSTADT, Klostersgasse 12.

**Chokolade**  **Cacao**  **Zuckerl.**



keit zu heben, wird auch von den Zielgegnern anerkannt werden müssen. Es muß letzten Endes doch durchgerungen werden: wir arbeiten für eine gesunde, klugenfreie, fortschrittliche Kultur des Ostlanddeutschums.

Die Schriftleitung.



**In eigener Sache**

Mit dem 12. Heft schließen wir den ersten Halbjahrgang und beginnen am 15. Oktober den zweiten Jahrgang mit einem Doppelheft. Die Jahresvormerkung lautet bis zu dem 12. Heft des neuen Jahrgangs. Jeder Abonnent für die erste Jahresvormerkung erhält die Hefte bis inklusive 12 des neuen Jahrgangs.

Wir bitten unsere geehrten Leser um Erneuerung für den zweiten Jahrgang, umso mehr, da die Jahresvormerkung keine Preiserhöhung erfährt, während der Einzelverkauf, je nach dem Teurerwerden des Papiers, der Drucksorten u. s. w. vielleicht in nächster Zeit erhöht werden muß.

Jahresvormerkungen werden von allen Buchhandlungen entgegengenommen.

„Das Ziel“

Cenzurat de Dr. Nicolae Stinghe.

Hauptniederlage für:  
Zajzoner Heilwasser, Gebirgs-Himbeersaft. Grosses Lager in feinen Dessertweinen:  
Riesling, Mädchentraube, Auslese, Som, Sekt

**Georg Fleischer**  
Delikatessenhandlung,  
Sodawasser u. Limonadefabrik  
**Kronstadt**  
Klostergasse 23.

**Krafft & Herberth**  
Droguen-  
Großhandlung  
**Kronstadt.**

**Seidenbeutel Tuch für Mühlen**  
Marke „Albert Wydler“ Zürich.  
Erstklassiges Schweizer Fabrikat in allen Sorten und Nummern vorrätig im Generaldepot für Grossrumänien

**Frații Vögeli & Müller**  
St. Paris 20.    Bucarest    St. Paris 20.

**Em. Mayer & Co.**  
Tuch- und Modewaren-  
Großhandlung  
**Kronstadt**  
Marktplatz.

**Friedrich Reiser**  
Drechserei und   
Schirmerzeugung  
Galanterie-, Reise- und  
Spielwaren  
**Kronstadt.**

**Karl Fröhlich & Cie**  
Eisenwarenhandlung  
**Kronstadt**  
Altstadt, Langgasse Nr. 35.

**Frații Voegeli & Müller**  
IMPORT—EXPORT  
Bucarest  
Telegramme: Trinitas Bucarest  
Telephon  
Giro-Conto:  
The Bank of Roumania, Ltd.  
Bucarest  
Vertreter für die Schweiz:  
**O. B. Peyer—Zürich**  
Susenbergst. 71  
Telegramme: Import Zürich  
Telephon: Hottingen 4.54  
Permanentes Grosslager  
in Manufakturwaren:  
Seiden  
Leinen  
Stoffe  
Wirk- u. Strumpfwaren usw.

Buchhandlung  
**Eduard Kerschner**  
Kronstadt  
Ankauf moderner Romane und  
Klassiker-Ausgaben

# „DAS ZIEL“

## Blätter für Kultur, Kunst, Kritik

Jeder fortschrittliche Deutsche Großrumäniens lese diese Blätter! — Mitarbeiter aus allen Gegenden Großrumäniens. — „Das Ziel“ wird in allen größeren Städten Großrumäniens gelesen.

„Das Ziel“ veranstaltet Kunstausstellungen, Musik- und Vortragsabende.

„Das Ziel“ soll ein Sammelpunkt ostdeutscher Kultur und Kunst werden, darum wende sich jeder Künstler, Maler, Musiker, Vortragskünstler an die Schriftleitung.

■ ■ ■

Honorare für Beiträge: 45 Kronen für eine Druckseite, 45 Kronen für eine Reproduktion.

■ ■ ■

$\frac{1}{12}$  Seite Anonze zu 100 Kronen vierteljährig.

**Die Zielgesellschaft.**

Schriftleitung: Burggasse 7.

**Lesen Sie!!!  
Bestellen Sie!!!**



**Unsere Spezialitäten :**  
**feinster Nürnberger,  
Braunschweiger,  
Karlsbader,  
Marienbader,  
sowie Wiener  
Delikatess-Honigkuchen.**

Schutzmarke  R E und Muster

Gesetzlich geschützt

Gegründet 1888.

Gegründet 1888.

**Engros-Versandt.**

Erste Siebenbürger Delikatessen-Honigkuchen-Erzeugung

**RUDOLF ELGES'S SÖHNE**

**KRONSTADT, Langgasse 40.**

Atelier  
für Photographie  
**Brüder Gust**  
Kronstadt  
Kornzeile  
8

11-12

Graphische Kunstanstalt  
**G. LEHMANN & SOHN HEINRICH**  
Kronstadt  
Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:  
Diplome, Plakate, Aktien,  
Geschäftspapiere, Apotheker-  
Packungen, Etiketten etc.

8-12

Fernsprecher 33. Gründung 1906.

**St. L. Obert & Co.**  
Unternehmung für  
Industriebedarf  
**Kronstadt-Siebenb.**

12-12

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. — Leitung und Verwaltung: Hans Benning. — Eigentümer: Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag: Buchhandlung G. Aerschner, Kronstadt. — Jahresvormerkung K 48 — Einzelnummer K 250 Anzeigen 1/12 Seite für 1/4 Jahr K 100.—. Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feringer, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.